

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



Die Landwirtschaft lebt auf Pump!

Jakob Weiss bringt es auf den Punkt: Was wir, auch beim «biologischen» Bauern, an fossiler Energie in die Wirtschaft mit dem Land pumpen, ist weit mehr, als was wir aus ihr gewinnen. – Und was sagt das Bodenleben dazu? Was bedeutet Fossilwirtschaft für die Lebensmittelqualität? Nötig sind kreative Köpfe und Herzen, die auf diese provokativen Fragen zukunftsfähige Antworten finden. [Seiten 3 und 18](#)

Sind Labels mehr als leere Versprechen?

Peter Moser nennt Voraussetzungen: Den Konsumenten die Wahrheit zumuten. [Seite 5](#)

Rentierts?

Wie es kam, dass diese Frage immer öfter gestellt wird, erzählt Peter Hersche auf [Seite 7](#).

Der Weltagrarbericht

bestätigt, was Hilfswerke, Umweltschützer und Biobauern und -bäuerinnen schon lange anstreben. Ob sie jetzt gehört werden? [Seite 10](#)

Gipfel der leeren Worte

Wendy Peters Bericht vom Weltgipfel der leeren Hungerworte. [Seite 14](#)

Richtlinien sind nicht alles!

Für Jakob, Thomas und Peter Ackermann hat Biolandbau auch eine spirituelle Dimension. [Seite 16](#)

Das Symbio-Märchen

Herwig Pommeresche widmet sich ganz der Erforschung des Bodenlebens und sucht die Symbiose der verschiedenen Richtungen im Biolandbau. [Seite 18](#)

Wirt oder Hirt?

Durch das Auswechseln eines Buchstabens verändert Christine Kradolfer das Verständnis der bäuerlichen Arbeit. [Seite 20](#)



Seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist der bioorganische Landbau ein Dauerbrenner. Immer wieder totgesagt, überlebte diese ursprüngliche Landwirtschaftsform alle Stürme im Lauf der Jahre. Heute gibt es kaum mehr ein Land auf Erden, in welchem nicht die biologische Landwirtschaft ein tragendes Element der bäuerlichen Gesellschaft darstellt. Dass selbst Bundesrätin Widmer-Schlumpf sich dieses Jahr am «Zukunft Säen» beteiligte, freut mich ganz besonders, erklärte mir doch ihr Vater Leon Schlumpf zu seiner Zeit als Agrarminister an einer Tagung am Plantahof (landwirtschaftliche Schule Graubünden) auf meine Frage nach der zukünftigen Rolle des Biolandbaus: «Bio ist eine Modeerscheinung, in fünf Jahren spricht niemand mehr darüber!» Das war 1986!

Wie viel Wasser ist seither aus den Quellen in die Bergbäche geflossen, in die Flüsse und Ströme bis hin zu den Weltmeeren, wurde von der Sonne wieder aufgesogen und netzte in Form von Regen wiederum unsere Weiden, Äcker und Gärten. Leider mit jedem Zyklus etwas verschmutzter. Nicht nur die Industrie, auch die Landwirtschaft hat Unmengen von Giften in unser Ökosystem eingespeist.

Selbst vor dem heutigen Biolandbau machen diese so selbstver-

ständig gewordenen Umweltgifte nicht halt: Ich war dieses Jahr eingeladen, an einer Veranstaltung «Zukunft Säen» eine Rede zu halten. Dort betonte ich, wie dringend wir wieder lernen müssen, der Natur zu dienen statt sie zu bekämpfen. Wir alle gingen mit grossem Ernst daran, das Dinkelsaatgut auszusäen. Mütter und Väter erklärten ihren Kindern diese wichtige Arbeit des Aussäens, um dann gesundes Brot essen zu dürfen. Welch ein Schreck, als auf einmal Kinder mit blauen Händen herumrannten: Ein Sack Biodinkel enthielt Saatgut, das mit blau gefärbtem Fungizid gebeizt war! Beim Händewaschen am Brunnen fragte eines den Vater: «Wird das Brot dann giftig, wenn man es aus diesem Korn backt?» Ganz ehrlich, mir sind beinahe die Tränen gekommen!

Es ist wirklich äusserst wichtig, dass wir uns mit allen Mitteln dagegen wehren, dass nun auch der Biolandbau industrialisiert wird. Dessen Erfolgsgeschichte darf nicht in seiner ausbeutenden Kommerzialisierung gipfeln! Wahrscheinlich kommt nach uns nicht die Sintflut, sondern kommen neue Generationen!

Wie auch Vandana Shiva in ihrem Artikel (siehe Seite 15) ausführt, benötigen wir nicht mehr, sondern qualitativ bessere Lebensmittel. Bereits heute ernten wir weltweit Nahrung, welche für 12

Milliarden Menschen reichen würde. Trotzdem hungern immer mehr Menschen, mittlerweile ein Sechstel der Weltbevölkerung, und dies nicht trotz, sondern wegen der «erdfremden» Administration der Landwirtschaft weltweit!

Der Weltagrarbericht, zu dem nun auch eine zusammenfassende Broschüre auf Deutsch vorliegt und beim Bioforum bezogen werden kann, zeigt denn auch auf, dass die kleinbäuerliche Landwirtschaft das Rückgrad der Nahrungssicherheit der Menschheit ist; auch wenn dies von unserem Landwirtschaftsamt relativiert wurde mit dem Hinweis, dass bei der Übersetzung von «small farmholdings» durchaus auch industrialisierte Landwirtschaft gemeint war.

Wenn wir den Buchstaben «w» im Wort Landwirtschaft durch ein «h» ersetzen, wie es Christine Kradolfer in ihrem Text auf Seite 21 vorschlägt, kommen wir der wirklichen Berufung unserer Aufgabe bereits viel näher! Die Rendite unserer Höfe wird dadurch nicht ins Uferlose wachsen (auch hier kommt eine Wortspielerei zum Tragen, wenn man im Wort «Wachstum» das «t» mit einem «d» ersetzt und ein «m» anhängt)! Viel mehr sollte die Fragestellung sein: «Wie viel Energieeinheiten setze ich ein, um welche Menge derselben zu ernten?» Graue

Energie natürlich mitgerechnet. Man kann sich in diesem Zusammenhang überlegen, wie das Energieverhältnis war, als unsere Grossmütter den Hof alleine führen mussten, weil die Männer im Krieg oder im damals reicheren Ausland weilten. Sie mussten die ganzen Lebensmittel allein mit Hilfe der Kinder erarbeiten – ohne viele technische Hilfsmittel. Vielleicht sollten wir in diesem Zusammenhang vom Mutterland und nicht vom Vaterland sprechen! Heute fährt Mann mit dem 100-PS-Traktor über die Weiden, um Kleinigkeiten zu transportieren, was genauso gut mit einem Handkarren getan werden könnte. Mit solchen Fragen beschäftigen wir uns auch am nächsten Möschenberg-Gespräch im Januar. Lesen Sie dazu das Programm auf Seite 28, und kommen auch Sie an die Tagung!

Nutzen wir also die kommende Zeit der langen Nächte, um unser Wirken der Schöpfung gegenüber genauerer Prüfung zu unterziehen, ohne die Lust dem Leben gegenüber zu verlieren, und machen wir unseren Lieben und uns selber Weihnachtsgeschenke, an denen auch das Christkind Freude hätte! In diesem Sinn wünsche ich allen Leserinnen und Lesern freudige und stressfreie Feiertage im Kreise lieber und liebender Menschen.

Markus Lanfranchi

Energie und Landwirtschaft, 2. Teil

Vor bald einem Jahr hat eine Gruppe auf dem Mösberg das Thema Energie entdeckt. Wieder entdeckt, muss man richtigerweise sagen. Auffallend daran war jedoch, dass eine spürbare Kraft aus dem Gespräch entstand. Neben geweckten Hoffnungen und dem klaren Blick in die Berge standen aber auch Zweifel im Raum. Auf ein spontanes, kräftiges Hü folgte mit etwas Verzögerung ein gedankenschweres Hoo. Aber müssen denn Hoffnung und Zweifel in verschiedene Richtungen ziehen?

Foto: WS

Die Landwirtschaft lebt auf Pump

Ich habe im vorletzten Heft einige Überlegungen angestellt, weshalb die Frage nach dem Energieeinsatz in der Landwirtschaft entscheidend für die Zukunft sein könnte. Neben der scheinbar vielfältigen und gerne diskutierten Ökobilanz gibt es auch eine scheinbar banale Kalorienbilanz. Schaut man auf diesen physikalischen «Input/Output» bei der Felderbestellung und in der Viehhaltung, wird die Rede von den geschlossenen Kreisläufen und der Nachhaltigkeit zum peinlichen Geschwätz: Die Landwirtschaft verschleudert fossiles Kapital, sie lebt auf Pump.

Da der heutige Biolandbau sowohl mit einer inneren Motivationschwäche kämpft wie auch gegen aussen in Schwierigkeiten gerät, sobald soziale und energetische Aspekte einbezogen werden, möchte ich in diesem zweiten Teil einige von Mitgliedern des Bioforums geäußerte Einwände gegen die Energie berechnende Landbewirtschaftung zur Sprache bringen. Vielleicht enthalten gerade sie das neue Potenzial, um mit Schwung in eine «Energie spendende» – und selbstbestimmte, d.h. handlungssouveräne – Landwirtschaft einzuschwenken.

Im Folgenden bemühe ich Ausdrücke wie «Energie-Landwirtschaft» oder «Energie-Ansatz», um zu sagen, dass höchstens gleichviel Kalorien aus nicht erneuerbaren Ressourcen (inkl. «graue» Energie bis und mit Ent-



Landwirtschaft auf Intensivstation? An diesem «Tropf» hängen die Mechanisierung, die Düngung und der Pflanzenschutz der sog. modernen Landwirtschaft. Und die Bauern damit. «Öko» ist hier Etikettenschwindel.

sorgung aller mobilen und zum Teil immobilien Infrastruktur) eingesetzt werden dürften, als die pflanzliche und tierische Ernte wieder hergibt. Und natürlich hoffe ich, die Meinungen der genannten Personen auch in der Verkürzung richtig wiederzugeben.

Was meinen wir mit Energie?

Eine erste Ebene, die Zweifel am Energieansatz auslöst, betrifft den Inhalt des Wortes:

Etlichen erscheint das Wort zu technisch, zu partiell oder monofokussiert, zu physikalisch – oder kurz: leblos. Als Brille (oder Schlüsselbegriff, der in Zukunft «bio» ablösen könnte), um auf die Höfe zu blicken, taugt messbare Energie deshalb nicht, weil innere, geistige Energie und Spiritua-

lität nicht in Kalorien abgebildet werden können und darum unsichtbar bleiben.

Bernhard Heindl widerstrebt es ganz grundsätzlich, die «bäuerliche Landwirtschaft» unter einem einzigen Begriff festzunageln. Er fürchtet, dass eine Formel den Inhalt ersetzt, dass eine messbare, objektive Grösse viel zu eng ist und reduzierend wirkt, wenn es um Qualitäten wie Lebenssinn, echte und vollständige Nachhaltigkeit, Überschaubarkeit, Kultur («Agrikultur»), Fruchtbarkeit und Weiteres geht. Solche Dinge lassen sich nicht mit Aufwand und Ertrag rechnen, und somit kommt auch die Lösung der herrschenden Probleme nicht aus dieser Denkweise. Statt rechnen, müssen wir wieder verstehen lernen, wie die Erde mit Hingabe, Liebe, Respekt und Sorgfalt zu pflegen ist. Ein kurzes Rezept dafür gibt es allerdings nicht.

Werner Koch kommt die erlebbare und fühlbare Energie ebenfalls zu kurz. Sie steht für ihn im Vordergrund, bestimmt das Lebensgefühl; daneben wirkt die messbare Energie kalt und langweilig. Ob er sein eigenes, gesundes und starkes Rübli esse oder ein anderes, spielt für ihn eine grosse Rolle; ganz ähnlich dem Gefühl, wie man auf einem anderen Betrieb doch so gleich spüre, ob es einem darin wohl ist oder nicht. Es ist die nicht messbare spirituelle Energie, die es ihm ermöglicht, seine Arbeit zu machen und seinen Hof als gestaltbar zu erfahren. Sie kommt bestimmt unter die Räder in einer

Berechnung der «Energie-1:1-Landwirtschaft».

Vollends unmessbar wird auch die Überzeugung von Jakob Ackermann, der sagt, es komme letztlich aufs Herz, auf das Göttliche an.

Eine zweite Ebene der Kritik und des Zweifels betrifft die Praxis:

Es erscheint heute schlicht unmöglich, wieder eine Bewirtschaftungsform zu finden, bei der Landwirte nicht viel «fremde» Energie brauchen, sondern kraft ihrer körperlichen Tüchtigkeit und mit Hilfe tierischer Arbeitskräfte (und natürlich auch von Geräten) eine energetisch nachhaltige Landwirtschaft betreiben könnten.

Tobias Brülisauer beschreibt, wie auf dem ehemaligen Klosterbetrieb, den er heute bewirtschaftet, viel mehr Menschen gearbeitet haben und noch vor 60 Jahren fünf Knechte tätig waren. Und dass er jetzt diese Löhne zwar nicht bezahlen muss, dafür aber Diesel- und Strom- und andere Rechnungen hat. Da gibt es keinen raschen Ausweg, besonders wenn es auf der Seite der Konsumation an Verständnis fehlt für solche Produktionszusammenhänge. Aber es ist ja tatsächlich auch eindrucklich, wenn man als einzelner Mensch dank Maschinen die Arbeit einer kleinen Brigade verrichten kann. Und die vier wegrationalisierten Arbeitskräfte sind heute in einer Landmaschinenbude oder beim Strasseninspektorat tätig. Anders gesagt: Der Fall von Tobias zeigt, stellvertretend für viele andere,

dass kaum eine Wahl existiert, anders als im von Fremdenergie gestützten «Einmann-Betrieb» zu funktionieren (und sich dabei unter Umständen beinahe krank zu arbeiten). Er könnte höchstens dann auf eine energieneutrale Landwirtschaft umschwenken, wenn die Konsumierenden geneigt wären, viel höhere Preise für seine beseelten Lebensmittel zu zahlen. Dazu müsste aber das Verhältnis zwischen körperlicher Arbeit und Energieträgern (Erdöl, Strom) ein völlig anderes werden – und zwar gesamtgesellschaftlich.

Womit wir gewissermassen bei einer dritten Ebene angelangt sind: Kann man überhaupt etwas tun, um die Energiesituation zu verändern? Wie und wo finden solche Anliegen Gehör? Diese äusserst schwierigen und hartnäckigen Fragen stehen in einem krassen Gegensatz zu zahlreichen spontanen Reaktionen auf die Vorstellung einer entsprechenden Landwirtschaft. Denn in etlichen Antworten auf meine damalige schriftliche Zusammenfassung des Gruppengesprächs hiess es: Das ist völlig richtig! Ich bin hell begeistert! Grossartig, das müssen wir weiterführen! Ein ganzer Korb voller guter Ideen zum Weiterdenken! Guter Boden! Energie ist die zentrale Überlebensfrage der Menschheit!

Aber... Warum geht es nicht?

Beherrschende gesellschaftliche Werte sind immer noch Effizienz und Wettbewerb. Je besser es uns materiell geht, umso stärker scheint diese Art von Existenzkampf als Lebenshaltung an Popularität zu gewinnen. Dass der primäre (!) Sektor Landwirtschaft andern Prinzipien gehorcht als der sekundäre und tertiäre, also Industrie und Dienstleistung, weil er mit Lebendigem zu tun hat, ist heute ein politisch kaum vermittelbares Gedankenstück. Eine diesbezügliche Erklärung bewirkt häufig nur eine Reaktion: Die Landwirtschaft ist kein Sonder-

fall; das Rad zurückdrehen geht nicht. Und falls es doch ginge: Wer soll beginnen, ohne gleich unter die Guillotine zu geraten? Irgendwann heisst es auch: Ohne industrielle Landwirtschaft kann sich die Weltbevölkerung nicht ernähren.

Handkehrum steht diesen verneinenden Ängsten ebenso hartnäckig die grosse Ungewissheit gegenüber, was wir denn nach dem Erdöl tun sollen. Oder dann, wenn die steigende Weltbevölkerungsdichte – und die Gerechtigkeit – es nicht mehr erlauben, dass ein einzelner Mensch für sich allein mehr als eine Maschine, zwei Geräte und drei Werkzeuge besitzt. Seit mehreren Jahrzehnten ist das Bild des Abgrunds, der finalen Katastrophe, das zuverlässigst erkannte Ziel unserer gesellschaftlichen Reise.

Aber wir verstehen immer noch nicht, was uns in diese Richtung schiebt. Vielleicht ist das Leben vielfältig genug, uns immer wieder (Aus-)Wege zu zeigen. Aber allein dieser blinden Hoffnung zu trauen, ist eigentlich eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen. Oder eine Verdrängung sondergleichen.

Wenn der Gedanke stimmt, dass Wachstum nicht grenzenlos ist und Ressourcen endlich sind, dann ergeben sich aus den Energieüberlegungen klar und zwingend Hinweise auf die grundsätzliche Stossrichtung einer künftigen Landwirtschaftsentwicklung. Am offensichtlichsten ist:

Betriebe/Höfe dürfen nicht grösser, sondern müssen wieder kleiner werden

Mit der Überschaubarkeit, wie sie für die innere Verfassung eines Landwirts nötig ist und von Bernhard Heindl beschrieben wurde, muss auch die Handlungssouveränität zurückerlangt werden. Handlungssouverän ist gerade nicht der «befreite Bauer» von Avenir Suisse, sondern erst jener, der ohne fremde Hilfe bearbeiten



Ist auch der Bioweg eine Sackgasse?

kann, was er mit seiner täglichen Arbeit zu leisten fähig ist.

Zusammen mit den kleineren Flächen und Betrieben geht eine zweite Notwendigkeit einher, die heute ebenso ungeheuerlich erscheint: dass nämlich wieder mehr Arbeitskräfte in der Landwirtschaft gebraucht werden.

Auf weitere Auswirkungen des «Energie-Denkens» will ich hier nicht mehr eingehen, sie kommen dem biologischen Landbau vermutlich «automatisch» entgegen, auch wenn sie nicht unbedingt ein Zurück zur Sense und zur Kerze im Stall bedeuten. An diesem Punkt muss das heftige Mitdenken aller Landwirte einsetzen. Aber ob es zu diesem Mitdenken – und Mithandeln – überhaupt kommen kann? Denn man muss nicht nur gegen den Strom schwimmen, sondern macht sich heute auch lächerlich mit Forderungen nach kleineren Betrieben und mehr Arbeitskräften in der Landwirtschaft. Warum eigentlich?

Und: Wie könnte man diese grosse Hürde angehen?

Ich versuche, mit ersten Punkten eine Richtung anzudeuten.

Die Skepsis gegenüber der Bezeichnung Energielandwirtschaft und diesem scheinbar nur physikalischen Ansatz – als neuem Schlüsselpunkt für die landwirtschaftliche Zukunft – darf bleiben. Muss bleiben. Weil darin aber die nicht messbare «menschliche» Energie ausgeklammert bleibt, dürfte es nicht schon heissen, der Energieweg sei der fal-

sche Weg. Denn offensichtlich ist auch der Bioweg in eine Sackgasse geraten. Und was «bäuerliche Landwirtschaft» heissen soll oder was gar die spirituellen und seelischen Aspekte des Berufes angeht, darüber müssen wir auch immer wieder stundenlang reden und lassen es am Schluss offen. Darum: Privates und Intimes sollte meiner Meinung nach privat und intim bleiben. Wie wir unsere Spiritualität leben oder davon Abstand nehmen, können wir in kleinen, vertrauten Zirkeln diskutieren. Für die Öffentlichkeit jedoch braucht es eine rational einsichtige Strategie, die in die Zeitfragen unserer Gesellschaft eingebettet ist. «Gesunde Lebensmittel» oder «umweltschonende Produktion» sind in dieser Beziehung allzu verschwommene, längst verwässerte und deshalb stets umstrittene Begriffe.

«Bio» nahm den lebendigen Boden in die Mitte

Der Energie-Ansatz nimmt die ganze Erde in die Mitte. Nicht «nur» die Bakterien im Boden, auch die scheinbar toten Vorräte der Erde haben eine Bedeutung, die wir vermutlich falsch einschätzen. Mit einer «Energie-Einstellung» kommen wir sowohl dem Gehalt des alten ägyptischen Reliefs (wie es in der Mösberg-Gruppe betrachtet wurde) als auch gegenwärtiger Politik mit drängenden Forderungen wie jener nach der «2000-Watt-Gesellschaft» näher.

K+P nimmt gerne Einwände, Diskussionsbeiträge und Erfahrungen zu diesen Überlegungen entgegen. Findet die Landwirtschaft einen neuen, verbindenden und handlungsleitenden Kern rund um das Wort Energie? Eine neue gebündelte Überzeugung, die sich nicht in Nebenkanälen von bio gegenüber nicht-bio oder Fragen wie «Welches bio ist besser?» erschöpfen darf.

Jakob Weiss, Beirat Bioforum

Wie ist solidarisches und faires Handeln in der ganzen Wertschöpfungskette möglich?

Peter Moser, der Leiter des Archivs für Agrargeschichte, hinterfragte in seinem Vortrag anlässlich des Biogipfels in Zofingen die Botschaft «hinter» der Knospe und plädiert für eine neue Dynamik im Gespräch zwischen Produzenten und Konsumenten, oder noch konkreter dafür, dieses Gespräch überhaupt erst richtig aufzunehmen und die Definitionsmacht nicht den Akteuren dazwischen zu überlassen.



Seit den 1990er Jahren ertönt der Ruf, sich auch im wirtschaftlichen Bereich «solidarisch, fair und ökologisch» zu verhalten, immer lauter. Dieser Forderung kann sich heute kaum mehr jemand entziehen. Unternehmungen und ganze Branchen versichern deshalb der Öffentlichkeit ungefragt, dass ihre Produkte und Dienstleistungen unter «fairem» und «ökologisch einwandfreien Bedingungen» hergestellt worden seien. Sie vermitteln den Konsumenten und Konsumentinnen den Eindruck, dass diese Waren und Dienstleistungen problemlos verbraucht werden könnten und dass mit dem Kauf erst noch eine moralisch-ökologisch gute Tat gegenüber der Allgemeinheit und der Natur vollbracht werde. Die *Gütezeichen*, mit denen diese Botschaften verkündet werden, nennt man seit den 1990er Jahren Labels. Auch im Ernährungsbereich sind *Labels* mittlerweile nicht mehr in erster Linie *Identifikationszeichen* und *Informationsträger*, sondern *Vermittler der Botschaft*: Konsum ist gut und trägt zu einer nachhaltigen Wirtschaftsweise bei. Dabei wissen es alle: Das ist weitgehend reines Wunschdenken, das nicht realisiert werden kann. Wer wirklich etwas ändern will, stellt deshalb zuerst die Frage: Wie und weshalb sind Labels entstanden, und wann und weshalb hat sich ihre Bedeutung von einem *Identifikationszeichen* und *Informationsträger* zu einem

Heilsversprechen verändert? Die Kenntnisse über diese Vorgänge sind eine wichtige Voraussetzung dafür, um Verhältnisse zu schaffen, die ein *fares, solidarisches und ökologisches* Verhalten wirklich ermöglichen würden. Denn nicht Akteure, die hoffen, sondern Akteure die wissen, was sie mit ihren Handlungen auslösen, können sich und ihre Betriebe so weiter entwickeln, dass ein *fares, solidarisches und ökologisches* Verhalten möglich wird.

Identifikation und Versprechen

Labels sind eine bildliche Umsetzung von Richtlinien, die festlegen, wie etwas produziert und allenfalls verarbeitet worden ist. Sie sind bezeichnenderweise nicht Teil des Produkts oder der Dienstleistung, die sie charakterisieren sollen, sondern werden lediglich auf deren Verpackung geklebt.

Schon seit den 1920er Jahren versuchen Biobauern und ihre Organisationen auch schriftlich zu formulieren, was den Biolandbau eigentlich ausmacht, was er ist – und, in Abgrenzung zur übrigen Landwirtschaft, was er *nicht* ist. Schon früh hat man versucht, diese Grundprinzipien, Wegweiser und Leitplanken auch bildlich umzusetzen. Das erste Beispiel dafür ist das Demeter-Gütezeichen aus den frühen 1930er Jahren. Bis in die 1970er Jahre waren diese Gütezeichen denn auch eher Marken, deren Eigentümer weitgehend selbständig bestimmen konnten, wie man den Anbau und allenfalls die Verarbeitung gestalten und beschreiben wollte. Die formulierten Grundprinzipien, Wegweiser und Leitplanken förderten vor allem den Austausch und die Kommunikation unter den Produzenten; das verwendete Gütezeichen diente dann als Kommunikationsmittel und Bindeglied zu den Konsumenten, die im Laden über ein Erkennungszeichen auf die entsprechende Produktionsart aufmerksam gemacht wurden.

Das änderte sich in den 1970/80er Jahren, als der Biolandbau erstmals ins Rampenlicht der Öffentlichkeit trat. Hatten sich neben den Biobäuerinnen und ihren Organisationen bisher nur einzelne Wissenschaftler an den landwirtschaftlichen Forschungsanstalten mehr oder weniger seriös mit dem Biolandbau auseinandergesetzt, so waren es nun ganze Ämter, die sich fragten und wissen wollten, was Biolandbau denn eigentlich sei, wie er funktioniert, ob man ihn regeln, fördern oder nicht doch besser ganz verbieten sollte.

Das schuf eine Nachfrage nach Bildern, Symbolen und Informationen über das Wesen des Biolandbaus von Menschen und Institutionen, die noch nie etwas von Biolandbau gehört hatten und in der Regel auch von der landwirtschaftlichen Produktion wenig verstanden. Deshalb war es geradezu unvermeidlich, dass die Produzenten und ihre Organisationen immer detailreicher zu beschreiben versuchten, was Biolandbau denn nun wirklich sei und was nicht – und das alles in einer Sprache und mit einer Begrifflichkeit, die weniger auf die agrarische Realität des Bio-Landbaus Rücksicht nahm als vielmehr versuchte, die Erwartungshaltung der neuen Interessenten an den Produkten des Biolandbaus zufriedenzustellen. Das Resultat dieser Bestrebungen waren die gemeinsamen Biorichtlinien, die die verschiedenen Organisationen unter der Federführung des FiBL erarbeiteten. Trägerin und Verwalterin dieser Richtlinien sowie des neuen Labels, der Knospe, wurde die 1981 gegründete VSBLO, die heutige Bio Suisse. Auf dieser Grundlage wurde der Biolandbau dann von den Kantonen und später auch vom Bund als eigenständige Produktionsform anerkannt und punktuell auch unterstützt. Zudem begannen, gewissermassen im Windschatten der staatlichen Anerkennung des Bio-Landbaus, sich nun auch Grossverteiler und Verarbeiter für den Biolandbau zu interessieren,

erblickten sie doch darin eine neue Wachstumsbranche. Die seitherige Ausdehnung des Biolandbaus ist denn auch weitgehend eine Folge der Definition des Biolandbaus mit Hilfe von Richtlinien sowie der staatlichen Anerkennung und Förderung und der Vermarktung durch Coop und andere Grossverteiler. Das Sinnbild dieser Entwicklung ist die *Knospe*, die vom Logo eines Forschungsinstituts in eines der bekanntesten Labels überhaupt umgewandelt worden ist.

Von der Ermächtigung zur Entmündigung

Diese in vieler Hinsicht einmalige und erfreuliche Erfolgsgeschichte weist jedoch auch Schwachstellen und problematische Entwicklungen auf. Das haben Akteure innerhalb der Biobewegung in letzter Zeit erkannt und begonnen, diese auch zu thematisieren (vgl. dazu bspw. den Artikel von Otto Schmid in *Ökologie und Landbau* 2/09).

Das grundlegendste Problem dieser Entwicklung besteht darin, dass die Richtlinien in diesem Wachstumsprozess von *Ermächtigungs-* zu *Kontrollinstrumenten* geworden sind. Heute steht bei einem Labelprodukt nicht mehr die Förderung eines eigenständigen, gegenüber Mensch und Umwelt verantwortungsvollen *Handelns* im Zentrum, sondern das *Versprechen*, dass Missbräuche streng geahndet würden. Die Richtlinien gehen implizit davon aus, dass der Produzent und die Produzentin potenzielle Betrüger seien. Das ist letztlich die Botschaft, die den Konsumenten vermittelt wird, wenn ihnen grossflächig versprochen wird, dass die Kontrollen umfassend und rigoros durchgeführt würden.

Die Umwandlung der Richtlinien in Kontrollinstrumente war eine letztlich wohl unvermeidliche Entwicklung, als sich der Staat, die Verarbeiter und der Handel des Biolandbaus annahmen, ohne dessen Grundprinzipien – allen voran dasjenige der Gesamtbetrieblichkeit – auf sich selber und damit die gesamte Wertschöpfungskette auszudehnen. Weil in der Folge der Handel und die Verarbeiter vom Prinzip der Gesamtbetrieblichkeit ausgenommen worden sind, wurde der Umgang mit biologischen Produkten für die der Produktion nachgelagerten Stufen der Wertschöpfung zu einem Geschäft wie jedes andere auch – allerdings mit dem Unterschied, dass Bioprodukte in der Öffentlichkeit gleichzeitig als etwas «Besseres» als die übrigen Nahrungsmittel dargestellt und wahrgenommen wurden und somit gleich-

zeitig auch noch gerade zu einem idealen Werbeinstrument wurden. Mit der Werbung für Bioprodukte kamen Leute in den Laden, die auch Nicht-Bioprodukte erwarben.

Was sich für den Handel als Vorteil erwies, stellte sich für die Produktion zunehmend als Problem dar. Denn wer wirtschaftlich «gleich» sein soll, sich zugleich aber doch als «anders» definiert, unterliegt immer der Gefahr, am Schluss alle (und damit auch sich selbst) zu enttäuschen. Um diese Gefahr zu vermeiden, haben viele Bauern nach der Umstellung auf Bio die Anbaukomplexität ihrer Betriebe reduziert – also gerade das Umgekehrte von dem gemacht, was man eigentlich von einer Umstellung auf Bio erwarten würde. Im genau gleichen Dilemma steckt auch die bäuerliche Landwirtschaft, die auf einer anderen Ressourcengrundlage basiert als die Industrie, bekanntlich schon seit dem 19. Jahrhundert. Seither versucht man, die bäuerliche Landwirtschaft gleich effizient wie die Industrie zu machen, möchte aber gleichzeitig auch, dass sie anders bleibt und nicht wie die Industrie wird.

Beide haben auf dieses Dilemma vornehmlich defensiv reagiert. Im Biolandbau wurde die Anbaukomplexität reduziert und die Richtlinien immer mehr darauf ausgerichtet, den anderen zu beweisen, ja zu garantieren, was man alles *nicht* mache. **All die kreativen Aspekte des Biolandbaus – was die Bäuerinnen weshalb und wie tun oder wie sie im Alltag auf neue Situationen reagieren – können in einem auf Kontrolle ausgerichteten Vermarktungssystem nicht mehr im Zentrum stehen.** So drängten auch im Biolandbau Proklamationen und Versprechen die Diskussionen und Erörterungen in den Hintergrund.

Gegen diese Tendenz gibt es seit längerem Widerstand. Dass er heute innerhalb der Biobewegung ernster genommen wird als auch schon, ist kein Zeichen der Schwäche, im Gegenteil. Es gilt, dieses Unbehagen ernst zu nehmen und zu thematisieren, bevor sich allzu viele kreative Leute wieder vom Biolandbau verabschieden und andere sich ihm gar nicht zuwenden.

Verbesserungen und Alternativen

Die Analyse ist das eine, die Skizzierung von Verbesserungen und Alternativen etwas anderes, aber mit der Analyse auch wieder verbundenes. Um ein «faieres, solidarisches und ökologisches Verhalten in der ganzen Wertschöpfungskette» überhaupt möglich zu machen, müssen sich im Biolandbau nicht die Absichten, sondern die Grundbedingungen

ändern. Und diese können nicht einfach abgerufen werden, sondern die daran beteiligten Menschen müssen sie selber schaffen. Am besten fängt man mit der Sinn-Frage an. Also der Frage, was denn der Sinn des Biolandbaus, ja letztlich jeden Landbaus ist? Wer diese Frage stellt, kommt relativ schnell darauf, dass der Zweck der Produktion im Ernährungsbereich der Konsum ist. Das hat Adam Smith schon am Ende des 18. Jahrhunderts festgestellt. Die zentralen Akteure sind die Konsumenten und die Produzenten. Die Konsumenten müssen deshalb (wieder) zu den wichtigsten Ansprechpartnern für die Bauern (und umgekehrt) werden. Der Staat, die Verarbeiter und der Handel spielten in einem solchen System auch eine wichtige Rolle, aber nicht mehr die zentrale wie heute, wo Produktion und Konsum vielfach auf das Funktionieren des Handels, der Verarbeitung oder des Staates ausgerichtet sind, wie das Beispiel der UHT-«Bio»-Milch zeigt.

Es gilt, die Konsumenten ernst zu nehmen. Ernst nehmen heisst, ihnen nicht irrealer Versprechen zu machen, sondern sie über die herrschenden Produktionsbedingungen aufzuklären und ihnen die Wahrheit über die Produktion zuzumuten. Denn nur aufgeklärte Konsumenten können verantwortlich – oder man kann dem auch fair, solidarisch und ökologisch sagen – handeln. Was das jedoch genau ist, was genau es beinhaltet und was nicht, müssen alle entlang der Wertschöpfungskette Beteiligten in Gesprächen und Verhandlungen immer wieder neu definieren und gemeinsam die Verantwortung über die getroffenen Entscheide übernehmen. Verantwortliches Handeln im Ernährungsbereich ist also erst dann möglich, wenn Produzenten und Konsumenten Formen und Foren entwickelt haben, wo sie zusammen mit den Dienstleistern und den Behörden definieren können, *was wie zu welchen Bedingungen angebaut werden soll.* Dazu müssen die Grenzen des Wachstums genauso benannt und respektiert wie die Potenziale der Nutzung lebender Ressourcen ausgeschöpft werden. Die Rolle des Staates wäre dann, diese von Produzenten und Konsumenten gemeinsam festgelegten Rahmenbedingungen zu stützen. Und am Handel und an den Verarbeitern ist es, die Ziele umzusetzen. Im Ernährungsbereich dürfen die heute auf Wachstum fixierten Staat und Handel nicht zum Selbstzweck werden. Denn die Ernährung ist ein langfristig zu befriedigendes Grundbedürfnis, nicht ein kurzfristiges Wachstumsgeschäft.

Peter Moser, Beirat Bioforum

Wann kam der Bauer auf die Rendite?

Versuch einer Antwort auf die Frage «Geld und Gier in der Landwirtschaft?», die Bernhard Heindl im Anschluss an das vorletzte Mösberg-Gespräch stellte.

Fragt man heute einen Bauern nach den Motiven seiner wechselnden betrieblichen Entscheidungen, so bekommt man in den meisten Fällen die Antwort: «... weil es rentiert» oder «rentieren muss». Umgekehrt gibt er traditionelle Betriebsformen auf, weil sie «nicht rentieren». Die Rendite, also der finanzielle Ertrag des Hofes, scheint heutzutage zum alleinigen Kriterium betriebswirtschaftlicher Entscheidungen geworden zu sein. Natürlich wird dieser Zwang zur Rendite in erster Linie von aussen an den Bauern herangetragen: Die Konsumenten wollen billige Lebensmittel, der Handel hohe Gewinnmargen, die Politik möglichst wenig Subventionen. Also muss es «rentieren», und deswegen gibt es auch Kunstdünger, Pestizide, Hors-sol-Gemüse, Tierfabriken, tiefe Qualitätsstandards und (ausserhalb der Bioszene) inhaltsarme Produkte. Nachdem man es ihnen jahrzehntelang eingehämmert hat, ist daher das Renditedenken zum zweiten Ich des Bauern geworden. Das war allerdings nicht immer so und kann somit auch wieder verändert werden. Versuchen wir, die früheren Verhältnisse und den Weg zum alles beherrschenden Renditedenken einmal nachzuzeichnen:

Nachdem man es ihnen jahrzehntelang eingehämmert hat, ist das Renditedenken zum zweiten Ich der Bauern geworden.

1. Vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert war der europäische Bauer ins Feudalsystem eingespannt. Grundlage bäuerlichen Wirtschaftens war der Familienbetrieb. Die Grösse der Höfe war

darauf abgestimmt, dem Bauern und seiner Familie eine «auskömmliche Nahrung» zu gewährleisten. Dieser oder der Begriff «Hausnotdurft» bezeichneten das Mass dessen, was die Gesellschaft dem Bauern an materiellen Mitteln zu konzedieren bereit war. Er sollte eine angemessene Unterkunft haben, keinen Hunger leiden müssen, nur bis zu einem bestimmten Mass für fremde Arbeitsleistungen herangezogen werden können, in Notfällen auf Hilfe von Seiten der andern Stände rechnen dürfen. Luxus konnte er sich, wenn überhaupt, nur bescheiden leisten; was vom Ertrag über das Mass der unmittelbaren Lebensbedürfnisse hinausging, wurde von Adel und Kirche in vielerlei Abgaben abgeschöpft. Diese waren zunächst als Kompensation für die Leistungen dieser gedacht, blieben aber auch, nachdem diese teilweise weggefallen waren, bestehen. Unbegrenzt liess sich allerdings das «Lasttier» der Gesellschaft nicht schröpfen. So lebten die Bauern in der Neuzeit im grossen Ganzen nicht schlecht. Gelegentlich konnten sie sogar von günstigen Umständen profitieren: Waren die Abgaben in Geld fixiert, so wurden diese in Zeiten der Inflation, also etwa in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, leichter. Die Gesamtheit der Abgaben, die sogenannte Feudalquote, konnte von wenigen Prozent (so meistens in der Schweiz) bis zu einem Drittel des Ertrags, oder sogar noch mehr, wie in Osteuropa, reichen. Aber der Begriff der «Rendite» war diesem System unbekannt. Für den Bauern wäre es in den meisten Fällen völlig sinnlos gewesen, seine Produktion zu stei-

gern: Der Mehrertrag wäre von den Herren gleich wieder abgeschöpft worden.

2. Renditebewusstes Handeln finden wir zuerst, und dies schon im Spätmittelalter, bei den Kaufleuten. Ihr Beruf war ein riskanter: Die von ihnen gehandelten Güter konnten bei den langen Transporten leicht verderben, fielen Wegelegerern zum Opfer oder gingen bei einem der nicht seltenen Schiffsuntergänge verloren. Der Kaufmann musste also mindestens eine Risikoprämie auf den Preis hinzuschlagen. Hatte er Glück, so erzielte er einen Sonderprofit. Kluge Kaufleute reinvestierten diese Gewinne wieder, um damit später noch höhere zu erzielen. Hier beginnt also historisch das Rennen um das grosse Geld, hier wurde der Gier ein Türspalt geöffnet, obschon die Kirche diese als Todsünde brandmarkte. Als Muster für dieses neue Verhalten kann der Augsburger Kaufmann Jakob Fugger «der Reiche» (1459–1525) gelten.

Die Fugger waren ursprünglich gewöhnliche Weber gewesen. Später stiegen sie in den Handel mit Textilien ein. Derart zu Vermögen gekommen, investierte Jakob im damals profitabelsten Bereich der Wirtschaft, nämlich der Gewinnung, Verarbeitung und dem Verkauf von Bunt- und Edelmetallen. Er wandte dabei bereits alle später bekannten Methoden der Gewinnsteigerung an, insbesondere die Unterbietung der Konkurrenten durch Dumpingpreise und nachherigen Aufkauf, womit er für Kupfer und Silber praktisch das Monopol erlangte. Ebenso wandte er das Prinzip der vertikalen und horizontalen Integration an: Er

suchte gegen die Zünfte alle Arbeitsschritte an sich zu reissen und dehnte seine Aktivitäten weit bis nach Osteuropa und dem neuentdeckten Amerika aus. Suchte man die Anfänge der wirtschaftlichen Globalisierung, so würde man nicht zuletzt bei Jakob Fugger landen. Sein nach damaligen Verhältnissen Milliarden erreichendes Vermögen verschaffte Jakob Fugger auch politischen Einfluss. Er schoss die Bestechungssummen vor, damit der Habsburger Karl V. zum Kaiser gewählt wurde. Dieser revanchierte sich damit, dass er die Familie Fugger in den Adelsstand erhob und gegen ihre Kritiker (worumher auch Martin Luther), welche die Monopolisten angriffen, schützte. Kniefall der Politik vor der Wirtschaft: Alles schon dagewesen. Dass die Fugger der befreundeten Habsburgerdynastie dann weiterhin Millionen von Gulden vorschossen, geriet ihnen allerdings zum Verhängnis. Im ersten spanischen Staatsbankrott von 1557 verloren sie einen grossen Teil der vorgeschossenen Gelder wieder. Trotzdem kann Jakob Fugger vielleicht den etwas zweifelhaften Ruhm beanspruchen, der erste überzeugte, moderne Wirtschaftsmensch gewesen zu sein. Als ein Freund einmal zu ihm bemerkte, er hätte doch jetzt genug Geld, um sich zur Ruhe setzen und seinen Reichtum geniessen zu können, antwortete er: Nein, «er wolle gewinnen, solange er könne».

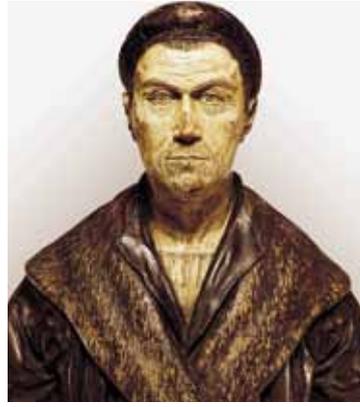
Kniefall der Politik vor der Wirtschaft: Alles schon dagewesen.

3. Die Bauern blieben vorerst fast überall von dieser Entwicklung unberührt und wirtschafteten wei-

terhin in traditioneller Art und Weise, ohne sich Renditeüberlegungen zu machen. Ihre wirtschaftliche Lage scheint sich in der Neuzeit, abgesehen von kriegerischen Ereignissen, wenigstens in Mitteleuropa verbessert zu haben. Mindestens zeigen dies Indikatoren eines gewissen bäuerlichen Wohlstands in Haus schmuck, Möbeln, Ofenheizung und dergleichen.

Nur am Rande erfolgte eine wirtschaftliche Veränderung, für die wiederum die Fugger als Beispiel stehen können. Mit dem restlichen ihnen verbliebenen Geld kauften sie nämlich in ihrer Heimat Oberschwaben Land auf und bewirtschafteten dieses durch Pächter, indem sie die ihnen eingefleischten rationalen Grundsätze des Wirtschaftens und das Renditedenken auch auf die Landwirtschaft zu übertragen versuchten. Dabei stiessen sie allerdings sehr bald an Grenzen: Die traditionelle Agrarverfassung liess sich kaum ändern. Die Fugger glichen sich in der Folge dem alten Adel an. Mehr Erfolg hatten hier italienische Patrizierfamilien, die ebenfalls aus Gewerbe, Handel und Bankgeschäften ausgestiegen waren. Auf grossen Latifundien betrieben sie in der Poebene eine nach damaligen Begriffen technisch moderne Landwirtschaft mit Kurzpächtern oder unselbständigen Landarbeitern. Hier löste sich die traditionelle Familienwirtschaft, mit dem Hof als Mittelpunkt, langsam auf. Aber verglichen mit den russischen Bauern, die unter sklavenähnlichen Bedingungen schufteten, ging es den Italienern verhältnismässig gut. Italien baute nach dem grossen wirtschaftlichen Zusammenbruch von 1631/32 eine blühende Landwirtschaft auf.

4. Sucht man nach den ersten renditebewussten Hofbauern, so wird man im Kanton Zürich fündig. Dort, in Wermatswil, wirtschaftete im 18. Jahrhundert Jakob



Links Jakob Guyer, genannt Kleinjogg, rechts Jakob Fugger.

Guyer, «Kleinjogg» genannt. Er war sehr innovativ, probierte immer wieder Neues aus, so etwa die Mergeldüngung und den Kartoffelanbau. So konnte er die Erträge erheblich steigern und damit zunächst den verschuldeten väterlichen Hof sanieren, später in Zürich, unter besseren Bedingungen, einen Vorzeigebetrieb gestalten. Der «philosophische Bauer» genoss europäischen Ruhm, Fürsten, wie derjenige von Württemberg, besuchten ihn, ebenso der Geistesfürst Johann Wolfgang von Goethe auf seiner Schweizer Reise. Guyer fand weitherum Beachtung, weil in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Bevölkerung merklich wuchs, also mehr hungrige Mäuler zu stopfen waren.

Die traditionellen Anbaumethoden schienen dazu nicht mehr zu genügen, Innovationen waren gefragt. Eben deswegen aber zog bei Guyer und seinen Gleichgesinnten das Renditedenken in die Landwirtschaft ein. «Kleinjogg» rechnete und fand so heraus, dass eben Kartoffeln mehr «rentierten» als der dem Flurzwang unterworfenen Getreidebau. Er begann zu «meliorieren», wie der schöne Begriff heisst, indem er Wassergräben mit Steinen zudeckte, mit Erde auffüllte und den Boden darüber zum Anbau nutzte. Er jäte unerbittlich das Unkraut aus und nutzte jede Möglichkeit der Bodenverbesserung. Er war unermüdlich tätig, Fleiss und Ordnung waren seine obersten Werte. Dazu

hielt er auch seine zahlreiche, von ihm patriarchalisch regierte Familie an. Seine Kinder sollten arbeiten und durften keine Geschenke annehmen. Er eiferte gegen Alkohol, Verschwendung und Müssiggang und schob selbst die Religionspraxis in den Hintergrund. Mir scheint Kleinjogg neben all seinen Verdiensten das Urbild jener nicht seltenen, verbissenen Bauern zu sein, die ausser ihrer Arbeit kaum andere Werte kennen und den Sonntag höchstens als unangenehme Unterbrechung betrachten.

Kleinjogg kann man in die damals vieldiskutierte Schule der «Physiokraten» einordnen. Auch bei diesen bekommt man ein zwiespältiges Bild. Auf der einen Seite werteten sie das Gewerbe gegenüber der Landwirtschaft ab und betrachteten den landwirtschaftlichen Boden als einzige Quelle des Reichtums.

Auch die Physiokraten experimentierten auf dem Agrarsektor und stellten Berechnungen an, wie man mehr produzieren könnte. Ihr Begründer, François Quesnay, stellte als Erster die wirtschaftlichen Kreisläufe in Zahlen dar. Die Physiokraten waren Anhänger einer reinen Marktwirtschaft und lehnten staatliche Regelungen ab, sind also Vorläufer des Wirtschaftsliberalismus. Wohin dieser Weg letztlich führte, können wir heute eindrucksvoll beobachten. Die fortschrittlichste, reichste und mächtigste Nation war im 18. Jahrhundert England, von wo aus

damals die Industrielle Revolution ihren Ausgang nahm. Diese ist nichts anderes als die systematische Übertragung des Renditedenkens auf die gewerbliche Arbeit. Aber auch auf dem landwirtschaftlichen Sektor war England damals führend, und das neue, rechenhafte Denken färbte auch darauf ab. Nicht zuletzt zur Versorgung der wachsenden Arbeitermassen versuchte man, die Produktion mit allen Mitteln zu erhöhen. Vor allem begann hier die systematische Nutztierzüchtung. Mit gleichem oder weniger Aufwand mehr erbringen und so den Gewinn zu steigern, war die Parole. Dies vor dem Hintergrund, dass die Landwirtschaft sich mehr und mehr von der reinen Subsistenz- zur Marktwirtschaft wandelte. Damals setzte auch der Prozess des Verschwindens der Bauern – bis dahin im Schnitt 80 bis 90% der Bevölkerung – aus der Gesellschaft ein.

5. Peter Moser und Hans Bieri haben in ihren Publikationen, auch in dieser Zeitschrift, immer wieder auf die Unterschiede zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Produktion hingewiesen. Historisch gesehen, beginnen jene auf der theoretischen Ebene seit dem beginnenden 19. Jahrhundert zu schwinden.

Albrecht Daniel Thaer begründete damals, basierend auf den Erkenntnissen der genannten Vorläufer, die «wissenschaftliche Landwirtschaft». Mit Justus von Liebig fand die Chemie Eingang in die Landwirtschaft. Und mit den ersten, zwar unhandlichen und deshalb nur auf Grossbetrieben einsetzbaren Dampfpflügen und -dreschern zog eine erste Mechanisierungswelle auf. Damit wurde der Weg zur industriellen Landwirtschaft beschritten, und jedes Mal waren auch Renditeüberlegungen mit dabei. Das ist bekannt, doch kann auch hier gesagt werden, dass die grosse Masse der europäischen Bauern

Die göttlichen Wesen auf dem Acker und das Bruttoglücksprodukt

Erstaunlich, was alles im offiziellen Bericht des von der Weltbank finanzierten und UNO-abgestützten Weltagrarrates (IAASTD) steht.



Quelle: Deutsche Übersetzung für die Broschüre «Wege aus der Hungerkrise» von ursprünglich: Büro des Weltagrarrates IAASTD, UNEP.

Zum Beispiel die folgende, von Indios aus Peru eingebrachte Weltsicht. Im Zentrum des Bildes steht das kultivierte Land. Dort überschneiden sich drei Bereiche: Erstens (links) die «Gemeinschaften des Göttlichen», zweitens (oben) «die Gemeinschaften der Natur». Drittens «die Gemeinschaften der Menschen». Diese drei Bereiche der belebten Natur stünden zueinander in Dialog, hätten Austausch mit gerechtem Ausgleich und Freude aneinander. «All jenes Wissen, das nicht Ergebnis und Bestandteil formaler Wissenschaft ist, wird heute etwas hilflos oder auch herablassend als «traditionelles» bzw. «lokales» Wissen bezeichnet... Es ist historisch gewachsen und erfasst auf eigene Art häufig komplexe Zusammenhänge, die monokausal denkende Naturwissenschaftler bis heute überfordern können. ... Die aus der globalen Vogelperspektive überwältigende Fülle traditionellen und lokalen Wissens, die der Weltagrarbericht zur Be-

wältigung der Zukunftsaufgaben der Landwirtschaft für entscheidend hält, entzieht sich häufig wissenschaftlicher Beschreibungen.»

Eine weitere für Westler unkonventionelle Anregung liess der König von Bhutan in die Diskussion einbringen, nachdem die Weltbank ihm hatte ausrichten lassen: «Deine Leute leben von weniger als einem Dollar pro Monat, ihr müsst Eurer Land entwickeln!» Seine Majestät antwortete, er fände das «**Bruttoglücksprodukt**» wichtiger als das Bruttosozialprodukt. Jedes Jahr werde in seinem Land darüber offiziell Bericht erstattet, als einzigem auf der Welt. Daraus sei inzwischen weltweit eine Alternative zum Bruttosozialproduktfetischismus entstanden, berichtete Haerlin. Und das Ziel der Entwicklung des Bruttoglücksprodukts könne vielleicht dabei helfen, dass sich die Entwicklung der Landwirtschaft nicht in der Summe von Spezialistenmeinungen verstricke.

Der **Weltagrarbericht** wurde in vielen Ländern, auch in Frankreich und Deutschland, von den Staaten quasi nicht zur Kenntnis genommen – nicht nur bezüglich Anregungen wie dem «Bruttoglücksprodukt» oder der Beachtung der Gottheiten, auch mit allen anderen Aussagen *pro* biologischem Landbau, Kleinbauern und Gartenkultur, *contra* Gentechnik und industrielle Landwirtschaft. In manchen südlichen Ländern wie Indien wird darüber gestritten, hier dient er z. B. dem Land Kerala im Argumentieren gegen den indischen Bundesstaat. Die Hauptstrategie der meisten Länder sei aber noch, so Benny Haerlin, das zu ignorieren. Aber der Moment, wo man auch bei uns über den Weltagrarbericht streiten wird, werde schon noch kommen.

Vom Weltagrarbericht gibt es keine offizielle Übersetzung ins Deutsche. Aber seit Kurzem gibt es eine zusammenfassende Broschüre «Wege aus der Hungerkrise» (44 Seiten) die Orientierungswissen auch für die hiesige Landwirtschaft enthält. Diese Zusammenfassung, von der Zukunftsstiftung Landwirtschaft im Auftrag diverser Partner herausgegeben, kann auf <http://www.weltagrarbericht.de/> kostenlos heruntergeladen werden oder bei der **Geschäftsstelle des Bioforum Schweiz bestellt** werden. Bitte Fr. 7.– dafür an Wendy Peter schicken, dann erhalten Sie das Büchlein zugeschickt.

Die Feminisierung der Landwirtschaft

Die Rollen der Geschlechter sind in der Landwirtschaft von mitentscheidender Bedeutung. Das haben die Erzeuger des Weltagrarberichts festgestellt. Was hier gegenwärtig problematisch ist, wurde in der neu auf Deutsch erschienenen Zusammenfassung zum Bericht wie folgt zusammengefasst:

«Industrialisierung, konkurrenzbewusster Einsatz von Maschinen, Chemie und Hochleistungssorten bei der Produktion von Getreide, cash-crops oder Grossvieh für überregionale Märkte, einschliesslich der wirtschaftlichen Risiken, sind klassische Domänen männlicher Entscheidungsgewalt. Häufig entwerten sie dabei traditionell weibliche Hoheitsgebiete und Kompetenzen. Diese liegen eher in umsichtiger, Risiken minimierender Lebensmittelproduktion und Verarbeitung, hauswirtschaftlicher Ökonomie, sozialer Selbsthilfe und Gesundheitsvorsorge.

Häufig versorgen Frauen die Familie mit den nötigen Lebensmitteln aus eigenem diversifiziertem Anbau von Gemüse, Obst, Wurzelfrüchten, Kräutern aus Hausgärten und Kleintierwirtschaft, während Männer eher jene grösseren Räder zu drehen versuchen, die Millionen von Kleinbauern in den vergangenen Jahrzehnten in den Ruin und die Slums der Städte oder auch in den Selbstmord trieben. Holzschnittartige Charakterisierungen werden der vielschichtigen, regional, historisch und kulturell unterschiedlichen Beziehung der Geschlechter zwar nicht gerecht. Sie lassen aber wesentliche Grundlinien einer möglichen Zukunft erkennen, in denen der Weltagrarbericht das vielleicht grösste Innovationspotenzial zur Erreichung seiner Nachhaltigkeits- und Entwicklungsziele sieht» (siehe Kasten).

Nachgefragt bei Benny Haerlin: Im Weltagrarbericht steht: «Jede Investition in Frauen rechnet sich dreifach im Vergleich zur Investition in männliche Akteure.» Gilt das auch in Europa?

Haerlin: Diese Aussage bezieht sich vor allem auf Afrika und Teile Asiens. Der Bericht spricht von einem globalen Trend zur Feminisierung der Landwirtschaft. Sie entsteht häufig aus der Not, die Männer auf der Suche nach Arbeit zuerst in die Städte treibt und die Frauen, wie es bei uns im Krieg ja auch der

Fall war, mit der Verantwortung für den Hof, die Kinder und die Alten allein zurücklässt. Deshalb stellen dort Frauen mittlerweile die Mehrheit der in der Landwirtschaft Arbeitenden. Hinzu kommt, dass gerade in Afrika die Frauen auf dem Lande oft mehr und härter arbeiten als die Männer. Obwohl sie die Verantwortung tragen, besitzen oder kontrollieren sie aber nur 10% des Landes. Ausserdem klaffen dort die Bildungschancen und das Selbstbestimmungsrecht, auch das über den eigenen Körper und das Kinderkriegen derart weit auseinander, wie das heute in Europa nicht mehr der Fall ist. Man muss wohl auch erwähnen, dass islamische Gesellschaften in dieser Hinsicht oft noch reaktionärer und patriarchalischer sind.

Von daher lässt sich dieses 1:3 möglicherweise, glücklicherweise auf Europa so nicht mehr übertragen. Die Gleichberechtigung ist in vielen Bereichen bei uns weiter fortgeschritten. Und es studieren hier mittlerweile mehr Frauen als Männer Biologie, die Leitwissenschaft unseres Jahrhunderts.

Aber es gibt natürlich auch hier in Europa Felder, in denen **mehr Weiblichkeit – auch bei uns Männern – hilfreich wäre**. Die ganze Art und Weise der naturwissenschaftlichen und industriellen Zerlegung und Zergliederung ist ja kulturhistorisch eine klassische Männer-Domäne. Zu den klassisch weiblichen Domänen gehört es dagegen, im Kontext zu denken, Zusammenhänge herzustellen und unterschiedlichen Aspekten ihr Recht zu lassen. In diesem Sinne, denke ich, wäre eine weiblichere Betrachtungsweise sehr wichtig, etwa in Bezug auf die Ernährungserziehung und Information oder im Bereich der mittlerweile fast schon verpönten Hauswirtschaft, die sehr viel mit Ökologie, Verbraucherrechten und Ernährungssouveränität zu tun hat. Aber auch in Bezug auf die praktische und soziale Umsetzung abstrakter Einsichten im Spannungsfeld von Kooperation und Konkurrenz. Es ist kein Zufall, dass der Kampf um eine vernünftige Milchpolitik in Deutschland und Europa an vorderster Front von Frauen geführt wird, die zuweilen mutiger und meistens zäher, aber auch diplomatischer sind als ihre Männer.

Ginge es in Europa also weniger um Frauen und Männer als Personen, sondern mehr um das Weibliche in der Kultur?

So ist es. Es gibt im Englischen den Begriff *gender*, der etwas anderes ausdrückt als Geschlecht. Er enthält die Erkenntnis, dass auch Männer in der Lage sind, traditionell eher als weiblich bezeichnete Eigenschaften zu kultivieren, genauso wie wir wissen und erleben, dass Frauen in der Lage sind, sich typisch männliche Kompetenzen, aber auch Inkompetenz anzueignen. Es geht also nicht zuletzt um die Frage, welche Werte und Kompetenzen in unserer konkurrenzorientierten und oft kommunikationsgestörten Industrie- und Konsumgesellschaft unter die Räder kommen und welche männlichen wie weiblichen Klischees uns daran hindern, unsere wirklichen Bedürfnisse auszudrücken und zu realisieren.

Fragen: np

Die Mann-Frau-Überordnung-Unterordnung in der deutschen Landwirtschaft

Nachgefragt bei Veronika Bennholdt-Thomsen: Siehst du das auch so wie Benny Haerlin?

VBT: Nein, ich bin in keiner Weise dieser Meinung, dass es für Frauen in Europa besser sei als in Afrika usw. Es ist anders, aber nicht besser, und vor allem ist das Wirtschaften von Frauen hier nicht eigenständiger: Sie stehen genauso unter der Knute der maximierungswirtschaftlichen Entwicklung wie in den Entwicklungsländern. Hier müssen sie sich inzwischen rechtfertigen, wenn sie Bäuerin sind, statt z. B. einen Minijob im Supermarkt – also miserable lohnabhängige Arbeit – innezuhaben.

In der alten bäuerlichen Gesellschaft wurde dem unterschiedlichen Zugang zur Welt von Frau und Mann auch Rechnung getragen. Wir finden das auch in der sog. Hausväterliteratur des 16. bis 18. Jahrhundert die mit vier Bänden über die Haus-Hofarbeit der Frau und einem Bd. für den Hausvater eigentlich eine Hausmütterliteratur war (Heide Inhetveen¹). «Keine Frau, keine Kühe, keine Milch, kein Käse, kein Geflügel, keine Eier, hiess die einfache Rechnung» (Bock/Duden 1977²:126). D.h. man war sich vollkommen darüber im Klaren, dass Mann und Frau für den Hof gleichermaßen wichtig und wertvoll sind.

Das hat sich grundlegend geändert. Die Trennung der sog. Aussenwirtschaft von der Hauswirtschaft auf den Höfen hat aus der Bäuerin eine abhängige, bürgerliche Hausfrau gemacht. Scheinbar findet die Landwirtschaft nur noch in der Aussenwirtschaft statt, einzig sie hat Wert, weil nur sie direkt Geld einbringt; der Wert der Hausarbeit hingegen ist unsichtbar. Die Industrialisierung der Landwirtschaft zielt geradezu darauf ab, die Bäuerin überflüssig zu machen. Heraus kommt, sinnbildlich gesprochen, das «Eigenheim mit angebautem Intensivmaststall», in dem der Mann allein das Geldeinkommen erwirtschaftet. Dass es sich bei dieser Art von Hierarchie um das Ergebnis einer Entwicklung handelt, die in ihren verschiedenen Phasen im Interesse der übergeordneten Herrschenden und Mächtigen durchgesetzt wurde, ist fast völlig aus dem Bewusstsein verschwunden.

Am Anfang der Reihe steht, von England im 16. Jahrhundert ausgehend, dass gegen den Willen der bäuerlichen Bevölkerung von den adligen Grundherren das Anerbenrecht des ältesten, selten des jüngsten Sohns, anstelle der Realteilung durchgedrückt worden ist. Das Interesse der Grundherrschaft an dieser Regelung ist offensichtlich. Auf diese Weise wurde der Produktionsausstoss, der zu ihren Händen ging, gesteigert. Auf dem Kontinent verbreitet sich diese neue Ordnung von Norden nach Süden, was erklärt, warum wir im südlichen Deutschland noch am längsten Realteilung antreffen können. Das Erbhofgesetz von 1933 hat damit endgültig aufgeräumt. Diese Vorschriften wurden im Zuge der vorbereitenden Kriegswirtschaft erlassen.

Nicht nur, aber auch im Lichte dieser Geschichte finde ich, dass die These nicht von der Hand zu weisen ist, dass forciertem Produktionsoutput in der Landwirtschaft eng mit einer patriarchalen, also männervorherrschlichen Entwicklung einhergeht. Auch ist nicht zu übersehen, dass die Männervorherrschaft statt der Geschlechteregalität zu einem bestimmten, pervertierten, kriegerischen Männerbild führt. Dazu passt gegenwärtig leider bestens, dass die Landwirtschaft immer mehr an die kriegerisch kämpfende, Profit-Siege erobernde Wirtschafts-ideologie angepasst wird. Fazit: Um das Eigene zu verteidigen zu können, muss die Position der Bäuerinnen auf den Höfen wieder erheblich stärker werden.

¹ Inhetveen, Heide: Gedanken zum Natur- und Frauenbild in der Hausväterliteratur, in: Die Wissenschaft und die Bauern, hgg. v. AG Ländliche Entwicklung/Fachbereich Stadtplanung/Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel; Bielefeld 1996, S. 33–42

² Bock, Gisela/Duden, Barbara: Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen, Hg., Frauen und Wissenschaft, Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin: Courage Verlag, S. 118–199

Wendy Peters Bericht vom Weltgipfel der leeren Hungerworte

Täglich sterben 24 000 Kinder, Frauen und Männer, weil sie nicht genug zu essen haben. Und wieder ist ein Welternährungsgipfel ohne konkrete Entschlüsse zu Ende gegangen. Wendy Peter war als Vorstandsmitglied der *Schweizerischen Allianz gegen den Hunger* mit dabei.

Es mutet schon seltsam an, wenn die Schlussklärung gleich zu Beginn des Gipfels verabschiedet wird – nach nur 40 Minuten! Enthalten sind mehrheitlich denn auch nur Betroffenheitsbekundungen und die Auflistung von bekannten Tatsachen. Wieder einmal fehlt es an verbindlichen Entschlüssen, an den notwendigen Änderungen in der Handels-, Agrar- und Entwicklungspolitik.

Der Konferenzablauf

Nachdem der Welternährungsgipfel eröffnet und die Schlussklärung angenommen worden waren, begann der Marathon der Erklärungen der einzelnen Länder unter dem Titel «General Debate – Statements by Heads of State and Government». Praktisch sah das so aus: Die einzelnen Länder hatten fünf Minuten Zeit für ihre Aussagen. Eine Debatte fand nicht statt. Ein Redner nach dem andern schritt zum Mikrofon und verlas seine Erklärung. Am zweiten Tag (der dreitägigen Konferenz) waren Statements von 100 (!) Ländern auf dem Programm. Da fast alle ihre fünf Minuten überzogen, dauerte diese «Debatte» von 9.00 Uhr früh bis kurz vor 23.00 Uhr mit einer einzigen (!) Unterbrechung am Mittag von ca. einer Stunde. Der Plenarsaal war denn auch sehr unterschiedlich besetzt. Als der Schweizer Delegationsleiter, Manfred Bötsch, Direktor des Bundesamtes für Landwirtschaft, die Schweizer Stellungnahme gegen 22.00 Uhr verlas, war der Saal entsprechend der fortgeschrittenen Zeit schon

fast leer. Neben dem Anhören der Ländererklärungen bestand noch die Möglichkeit, an vier «Round Table»-Veranstaltungen teilzunehmen, das waren so etwas wie Podiumsdiskussionen. Ich habe fast den ganzen zweiten Tag mit der Anhörung der verschiedenen Statements verbracht und zwischendurch an einem der «runden Tische» teilgenommen.

Was sagten die Länder?

Viele Delegierte forderten die Aufhebung der Exportsubventionen und Zugang zu den internationalen Märkten. Andererseits wurden die multinationalen Konzerne viel kritisiert, die immer mehr produzieren und immer höhere Profite machen. In unzähligen Statements wurden die dramatischen Folgen des Klimawandels eindrücklich geschildert. Etliche Staaten haben betont, wie wichtig es sei, die Nahrungsmittel im eigenen Land zu verarbeiten und gewünscht, nicht nur Rohprodukte ausführen zu können, sondern auch verarbeitete Produkte. Barbados z. B., das sehr viel verarbeitete Produkte importiert, forderte Forschungsgelder für die Unterstützung einer eigenen Verarbeitungsindustrie.

Der Vertreter der Fidschi-Inseln betonte, dass gesunde Nahrung lokal angebaut werden könne und kritisierte den Import von ungesunder Nahrung (diese Kritik ging wohl eher an sein eigenes Land). Vertreter aus Lateinamerika übten starke Kritik an den multinationalen Konzernen und der Finanzwelt und forderten, dass Nahrungsmittel

nach sozialen Kriterien hergestellt und verteilt werden sollten. Dies sei aber nur unter dem Sozialismus möglich. Gefordert wurde auch technischer Wissenstransfer und vor allen Dingen finanzielle Unterstützung der Kleinbauern.

Luxemburg hält Ernährungssouveränität für wichtig. Österreich erwähnte mutig in seiner Erklärung, dass die Nahrungssicherheit in erster Linie die Aufgabe eines jeden Landes sei und nicht eine globale Aufgabe. Beides erinnert an die Haltung der Nichtregierungsorganisationen anlässlich des Welternährungsgipfels 1996, die schon damals darauf hinwiesen, Ernährungssouveränität sei wichtig, und sagten: «Es gibt keine globale Nahrungssicherheit.»

Wir müssten es Afrika ermöglichen, seine Söhne und Töchter selber zu ernähren, nicht mit importierten Proteinbiskuits, sondern mit Lebensmitteln aus afrikanischer Erde, mit den Früchten der Arbeit seiner Bauern und Bäuerinnen und einer Agrikultur, die der jeweiligen Region entspricht.

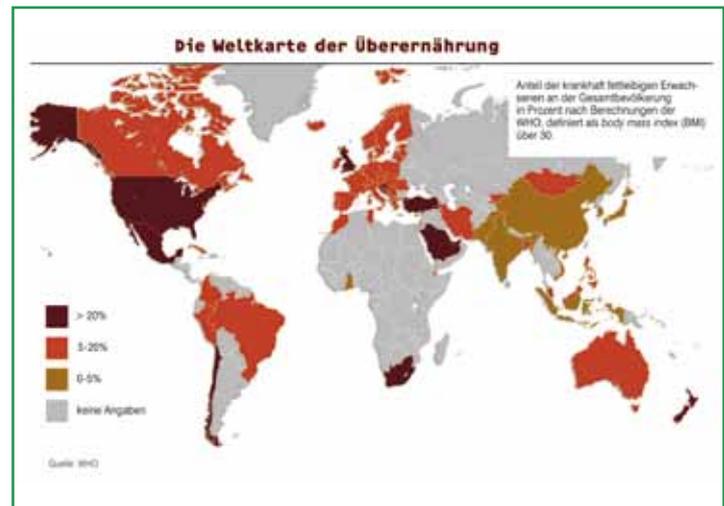
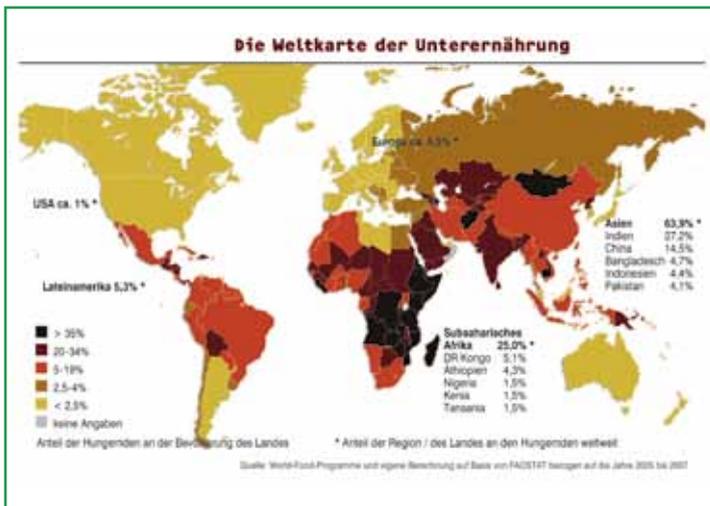
Eindrücklich war das Statement von Italien. Luca Zaia, Agrarminister Italiens, sprach mit philosophischem Tiefgang davon, welche identitätsstiftende Wirkung Agrikultur haben kann, dass jedes Land seine eigene Landwirtschaft braucht, die den Realitäten seines Volkes und seines Landes Rechnung trägt. Wir müssten es Afrika ermöglichen, seine Söhne und Töchter selber zu ernähren, nicht

mit importierten Proteinbiskuits, sondern mit Lebensmitteln aus afrikanischer Erde, mit den Früchten der Arbeit seiner Bauern und Bäuerinnen und einer Agrikultur, die der jeweiligen Region entspricht. Luca Zaia kritisierte zudem scharf den globalen Handel mit Nahrungsmitteln und sagte wörtlich: «Wir können auf den Finanzmärkten spielen, aber wir können nicht mit dem Hunger der Menschen spielen.»

Besuch am «runden Tisch»

Zwischendurch war ich an diesem zweiten Tag beim runden Tisch zum Thema «Massnahmen zur Erhöhung der Nahrungssicherheit: ländliche Entwicklung, Kleinbauern und Handelsmöglichkeiten». Die Vertreterin der IFAP (Internationaler Bauernverband) hielt dort ein starkes Referat, wo sie u.a. der Kritik an der Landwirtschaft im Norden begegnete, indem sie darauf hinwies, welche wichtige Rolle die Bauern im Norden in der letzten Ernährungs-krise gespielt haben, weil sie schnell Nahrungshilfe leisteten. Sie betonte die Wichtigkeit, auch die Landwirtschaft im Norden zu schützen und der Landverbauung Einhalt zu gebieten, denn auf dieses Land werden wir schon bald angewiesen sein.

Ein Regierungsvertreter aus dem Wüstenstaat Katar schilderte eindrücklich das Bedürfnis seines Landes nach Nahrungssicherheit, die fehlenden Möglichkeiten, dem gerecht zu werden, und die Kritik, der sie wegen ihrer Landkäufe in



andern Ländern nun ausgesetzt seien. So fragte er denn, welche Empfehlungen und Antworten die FAO bieten könne. Das Wort wurde dem WTO-Vertreter erteilt, der ganz kurz und bündig antwortete, Land sei wie alle anderen «commodities» (Massengüter) eine Handelsware, und somit sei an solchen Landkäufen nichts auszusetzen!

Ergebnisse und Fazit

Das Resultat des Gipfels enttäuschte selbst geringe Hoffnungen. Die Staatengemeinschaft hat in Rom weder neue Strategien entwickelt noch sich zu finanziellen Leistungen verpflichtet. Und wozu waren all diese Länderstatements gut, wenn die Schlussklärung doch bereits am ersten Tag nach der Eröffnungszereemonie verabschiedet wurde?

Die Staats- und Regierungschefs der meisten grossen Staaten waren am Gipfel nicht vertreten. Auch die Schweiz fand den Gipfel nicht wichtig genug für die Teilnahme von BR Doris Leuthard. So fehlten diejenigen Akteure, die sich zu einer gerechteren Handelspolitik und zur Abschaffung der ruinösen Exportsubventionen verpflichten müssten. Denn diese zerstören in erster Linie die lokalen Märkte in den Entwicklungsländern und treiben viele Kleinbauernfamilien in den Ruin.

In der Schlusserklärung wird wohl eine globale Partnerschaft für Landwirtschaft und Ernährungssicherung deklariert und die «Beendigung des Hungers in der Welt» als strategisches Ziel gross verkündet. Wie diese Partnerschaft konkret aussehen soll, bleibt allerdings unbeantwortet. Es fehlen Antworten auf die wahren Ursachen des Hungers wie den ungerechten Welthandel, Spekulation an den Rohstoffbörsen und die öffentlich geförderte Anbaustrategie von Agrotreibstoffen. Auch der dramatische Aufkauf von Land («Landgrabbing»), vor allem in Afrika, durch multinationale Konzerne und asiatische und arabische Staaten, wird in der Schlusserklärung mit keiner Silbe erwähnt. Letzteres ist völlig unverständlich, wenn man bedenkt, dass allein in den vergangenen zwei Jahren sich transnationale Konzerne, Hedgefonds, die Deutsche Bank und reiche Staaten 33 Millionen Hektar (ca. achtmal die Fläche der Schweiz) fruchtbaren Ackerlandes in Entwicklungsländern angeeignet haben.

In der Erklärung wird nicht gesagt, wie ländliche Entwicklung und kleinbäuerliche Landwirtschaft gefördert werden sollten, dabei wäre das zur Hungerbekämpfung entscheidend. Stattdessen einseitige Forderungen nach Erhöhung der Produktion, die Agrar- und Gentechnikkonzerne weiterhin dazu verleiten,

das Elend für ihre Zwecke zu instrumentalisieren.

Auf die finanzielle Forderung von FAO-Generaldirektor Jacques Diouf, wonach 44 Milliarden Dollar bereitzustellen seien, um die Agrarproduktion anzukurbeln, wurde ebenfalls nicht eingegangen. Wobei hier kritisiert werden muss, dass die reichen Länder so nur in ihrer (positiven) erwünschten Rolle als Geldgeber dastehen, die den armen Ländern bei der Sicherung ihrer Ernährung helfen. Unerwähnt bleibt der negative Einfluss der reichen Länder auf den Hunger, z. B. durch den hohen Fleischkonsum in Europa, der dazu beiträgt, dass 47 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche jährlich für die Produktion von Tierfutter genutzt werden, wie das katholische Hilfswerk MISEREOR in seiner Pressemitteilung schreibt – das ist die 44-fache Menge der gesamten Schweizer Landwirtschaftsfläche.

Die einseitige Forderung nach Erhöhung der Agrarproduktion ist naiv und realitätsfremd, wenn nicht gleichzeitig die Frage nach der Produktionsweise gestellt wird und unser aller Konsumverhalten mit einbezogen wird. Denn die Art und Weise, wie wir uns ernähren und Landwirtschaft betreiben, hat Auswirkungen auf unsere Umwelt, das Klima, Armut und Ungerechtigkeit und so auch ganz direkt auf den Hunger in der Welt.

Die Teilnahme an solchen Konferenzen bietet auch immer wieder die Möglichkeit, sich mit Freunden und Freundinnen aus aller Welt zu treffen, die in bäuerlichen und Entwicklungsorganisationen ganz Grosses leisten. Mit der Gründung der *Internationalen Allianz gegen den Hunger* im Jahr 2002, zu der die *Schweizerische Allianz gegen den Hunger* gehört, bietet die FAO den Nichtregierungsorganisationen und der Zivilgesellschaft die Möglichkeit der Teilnahme an diesen Konferenzen. Das bietet theoretisch einen Einfluss auf die FAO. In die gleiche Richtung zielt die geplante Reform des Komitees zur Nahrungssicherheit, welche ebenfalls die Zivilgesellschaft stärken soll.

Der Schlüssel zur Veränderung liegt in unserem konkreten Tun und Wirken auf unseren Höfen und in unserem Alltag.

Doch hat das reale Wirkungen? ... Der Welternährungsgipfel 2009 hat mich darin bestärkt, dass der Schlüssel zur Veränderung in unserem konkreten Tun und Wirken auf unseren Höfen und in unserem Alltag liegt, allgemein in einer Bewegung von unten. In diesem Sinne habe ich motiviert und mit Freude meine Arbeit zu Hause auf dem Hof und fürs Bioforum und die Schweizerische Allianz gegen den Hunger wieder in Angriff genommen!

Wendy Peter

Geschätzte Riesen – gehetzte Zwerge

Bäuerinnen und Bauern brauchen Macht, Wertschätzung und einen angemessenen Lohn. Das postulierte die Schweizerische reformierte Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft SRAKLA an ihrer Mitgliederversammlung in Frutigen. Sonst würden die Lebensgrundlagen zerstört und der Hunger weiter zunehmen.

Der Totenkampf der Bauern dauert lange genug! Immer grösser, immer schneller fordert die Wirtschaft. Immer mehr Bauernfamilien – weltweit – können diesem Druck nicht mehr standhalten. Das ist nicht nur für sie dramatisch, sondern auch für uns Konsumentinnen und Konsumenten.

«L'agonie des paysans a assez duré!» – «Der Totenkampf der Bäuerinnen und Bauern dauert lange genug!» Unter dieser Überschrift wurde im Karfreitagsgottesdienst 2009 in Saint-Saphorin VD ein flammender Appell an die Öffentlichkeit erlassen. Er fand in der Romandie grosse Beachtung. Ein Resultat davon ist der Runde Tisch vom 8. Oktober, an dem die Schweizerische Reformierte Arbeitsgemeinschaft Kirche und Landwirtschaft SRAKLA teilgenommen hat. Die Gefühle der Bäuerinnen und Bauern in der Schweiz und weltweit müssen endlich ernst genommen und dürfen nicht mit statistischen und ökonomischen Daten unter den Tisch gefegt werden. Wie weit man es mit diesem Denken bringt, hat die jüngste Wirtschaftskrise genügend gezeigt. Die Schweiz hat in Artikel 104 der Bundesverfassung die Pflichten und Aufgaben der Landwirtschaft klar umschrieben:

1 Der Bund sorgt dafür, dass die Landwirtschaft durch eine nachhaltige und auf den Markt ausgerichtete Produktion einen wesentlichen Beitrag leistet zur:

- a. sicheren Versorgung der Bevölkerung;
- b. Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen und zur Pflege der Kulturlandschaft;
- c. dezentralen Besiedlung des Landes.

Andere – meist ungeschriebene – Gesetze, nämlich die des freien Marktes, scheinen im Moment grösseres Gewicht zu haben. Darum weist die SRAKLA anlässlich ihrer Mitglie-

dersammlung 2009 auf folgende Punkte hin:

Macht statt Ohnmacht

• **Ohnmacht gegenüber der Preisbildung:** Die Bäuerinnen und Bauern liefern die Grundstoffe für unser tägliches Brot. Bei der Preisbildung werden sie nicht gefragt. Ihnen wird diktiert. **Die Macht liegt bei den Nahrungsmittelkonzernen und Grossverteilern.**

• **Ohnmacht gegenüber dem Wetter und der Klimaveränderung:** Bäuerinnen und Bauern arbeiten in der Natur und mit der Natur. **Die Macht der Natur** ist stärker als ihre Planung. Sie können nicht industriell (das heisst wetterunabhängig und genau nach Auftrag) produzieren.

• **Ohnmacht gegenüber den Gesetzen des freien Handels:** Die Macht des freien Handels ist die Macht des Stärkeren. Die Stärkeren in unserer Gesellschaft sind nie die Bauernfamilien.¹

Fazit: Die Ernährerinnen und Ernährer der Menschheit dürfen nicht ohnmächtig sein. Sie brauchen Kraft und Macht, damit unsere Kinder und Kindeskiner nicht verhungern und unsere Lebensgrundlagen nicht zerstört werden.

Wertschätzung statt Hetzjagd

• **Geschätzte Riesen, gehetzte Zwerge:** Bäuerliche Familienbetriebe sind Zwerge in der heutigen Betriebslandschaft.² Viele Zwerge haben Eigenschaften, die unsere Gesellschaft dringend braucht: Fleiss, Bescheidenheit, Genügsamkeit, Naturverbundenheit, Ehrlichkeit. Die Riesen sind genau solche Betriebe, die von den Konsumenten

in Umfragen nicht gewünscht werden: grossflächige Industriebetriebe.

• **Die Sorge um die natürlichen Lebensgrundlagen verlangt geschätzte und nicht gehetzte Fachleute:**

«Immer grösser» heisst immer weniger Kontakt mit der Natur. Daher ist die Strategie der WTO und der Freihandelsabkommen falsch.³ Die Umsetzung der AP 2011 auf Verordnungsstufe geht ebenfalls in diese falsche Richtung.

• **Gegenseitige Wertschätzung bringt dem ganzen Berufsstand mehr als das Mitmachen in der Hetzjagd:**

Solidarität unter den Bäuerinnen und Bauern ist durch den dauernden Verdrängungskampf gefährdet, in schwierigen Zeiten aber doppelt nötig.

• **Bäuerinnen und Bauern arbeiten exponiert an der Öffentlichkeit. Das verdient Wertschätzung und Respekt:**

Oft wird ein fehlbarer Bauer unnötig an den Pranger gestellt. Bei kleinen Vergehen soll ihm das gleiche Recht auf Anonymität zustehen wie andern. Vorschriften sollen so umgesetzt werden, dass sie dem Gemeinwohl dienen – auch den Bäuerinnen und Bauern. Sie sollten nicht das Gefühl aufkommen lassen, in einem Polizeistaat zu leben.

Fazit: Zur Wertschätzung gehört ein angemessener Lohn für die erbrachte Leistung. Die Bauernfamilien – weltweit – brauchen die Wertschätzung nicht nur in Worten, sondern auch in Taten, lies Einkommen.

**Kontakt: Ernst Beyeler, Vereinspräsident SRAKLA, 079 880 09 39
Ueli Tobler, Pfarrer und Vorstandspräsident SRAKLA, 032 313 13 5**

¹ In der Schweiz werden nur noch 7,1% des Einkommens für Nahrungsmittel ausgegeben, rund 3x mehr für Versicherungsprämien. Wenn Milch bald günstiger ist als Mineralwasser, dann stimmt doch etwas nicht, wenn man den Aufwand für die Produktion betrachtet! Nahrungsmittel dienen einfach nur als Frequenzbringer in den Läden (Lebensmittel braucht man jeden Tag!)

² Nicht alle, die wachsen, haben das Kapital für das Wachstum in der Landwirtschaft erarbeitet (Bauland, Kiesgrube, Erbe). Viele Vorzeigebetriebe sind Ausnahmebetriebe.

³ Auch die grossen Betriebe der EU und der USA stehen vor unlösbaren Problemen. Suizide unter jungen und tüchtigen Bauern sind leider keine Seltenheit.

Vandana Shiva: «Benutzen Sie Ihre Hände!»

Bäuerliche Souveränität versus Wachstumsideologie. Genug gesunde Nahrung für alle statt Mangel- oder Fehlernährung. Die Inderin Vandana Shiva ist bekannt für Saatgutschutz und als wirkungsvolle Unterstützerin von Kleinbauern und Umweltzerstörungsverhinderern in Indien und darüber hinaus. Hier bringt sie Probleme und Lösungsansätze auf den Punkt.

Frage: *In Europa sind sich fast alle einig, dass die armen Länder Wirtschaftswachstum brauchen. Sie, Vandana Shiva, weisen diese Idee zurück.*

Vandana Shiva: Ja. Denn Wachstum misst nicht die Produktion, sondern nur jenen Teil davon, der auf den Markt kommt. Wenn die Armen ihre Produkte verkaufen und dabei verhungern, wächst die Wirtschaft.

Wachstumswahlen sagen nichts darüber aus, wie viel die Leute essen, wie viel sauberes Wasser sie haben, ob sie ihren Lebensunterhalt gut bestreiten können – sie messen nur den Geschäftssektor. Und weil dieser immer mehr von grossen Firmen beherrscht wird, ist Wachstum heute ein Zeichen für wachsende Ungleichheit. Als wir in Indien 4,5 Prozent Wachstum hatten, war die Gesellschaft gerechter. Jetzt haben wir 9 Prozent, und die Armen werden ärmer. Inzwischen sagt sogar der Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz, dass sich mit Wachstum das Wohlergehen der Menschen nicht messen lässt.

Aber die Idee ist immer noch in den Köpfen der Leute.

Ja, weil sie propagiert wurde wie ein religiöses Dogma. Wenn man es lange genug wiederholt, glauben es die Leute. Was wir messen sollten, ist viel umfassender: wie viele Menschen Arbeit haben, was sie produzieren und was sie konsumieren – die Qualität der konsumierten Güter.

Der Konsum kann aber auch nicht immer weiterwachsen.



Nein. Muss er auch nicht. Heute beobachten wir überall, dass die Zunahme des Konsums mit sinkender Qualität der Güter einhergeht. Ich komme gerade aus den USA. Ich liebe Joghurt, es ist eines meiner Grundnahrungsmittel in Indien. Aber das Joghurt in den USA ist nicht essbar, es ist eine durchsichtige, schwabbelige Masse. Was wir brauchen, sind weniger und bessere Dinge. Nicht immer mehr schlechtere.

Das jetzige Wirtschaftsmodell hätte Probleme mit dieser Entwicklung.

Das jetzige Wirtschaftsmodell hat sowieso Probleme! (lacht) Seine Zeit ist abgelaufen, es war ein falsches Modell. Es ist sinnlos, noch mehr Steuergelder für seine Rettung zu verschwenden. In diesem Modell hungert eine Milliarde Menschen, und zwei Milliarden leiden an Fettleibigkeit, Diabetes und Bluthochdruck, weil ihre Nahrung dermassen schlecht ist.

Wir brauchen ein anderes Wirtschaftsmodell, das sich an den Grenzen der Erde und an Gerechtigkeit orientiert – die Erde gibt genug für alle.

Aber auch in Indien träumen doch viele vom westlichen Modell?

Die Reichen wollen es. Ich schätze, es sind etwa 4 oder 5 Prozent der indischen Bevölkerung. Nicht mehr. Aber sie sind sichtbar, denn sie sind im Fernsehen zu sehen. Die restlichen 95 Prozent gehören zu den Verlierern der Globalisierung, und etwa ein Drittel von ihnen wehrt sich mit aller Kraft. Denn Globalisierung basiert auf dem Auslagern von Produktion und Verschmutzung. Industrie braucht Land, und dieses Land wird KleinbäuerInnen und Stammesgesellschaften weggenommen. Darum kämpfen sie. Ein Drittel Indiens ist zurzeit unregierbar, weil die Rebellion der Armen so intensiv ist.

Indien ist eine Demokratie. Gibt es keine demokratischen Möglichkeiten, sich zu wehren?

Die KleinbäuerInnen haben ein Recht auf ihr Land. Die Stammesgesellschaften haben sogar noch mehr Rechte, denn sie dürfen laut Verfassung allein über ihre Ressourcen entscheiden. Aber die Gesetze werden ausser Kraft gesetzt, wenn es um Grossprojekte wie Autobahnen geht. In den Sonderwirtschaftszonen sowieso. Und das Schlimmste ist, dass dabei Militärgewalt gebraucht wird. Die einzige Möglichkeit, Demokratie zu zerstören, ist Gewalt.

Wie können wir ein neues Wirtschaftsmodell entwickeln?

In Indien gibt es bereits nachhaltige Wirtschaftsmodelle. Dort ist es heute am dringendsten, eine

falsche Entwicklung zu vermeiden. Wir müssen die Prinzipien von Nachhaltigkeit und Gerechtigkeit erhalten, mit denen Menschen wie Mahatma Gandhi unser Land inspirierten.

Es war bis vor einigen Jahren staatliche Politik, dass Indien ein Land der KleinbäuerInnen und die Nahrungsproduktion so nah wie möglich bei den KonsumentInnen sein sollte.

Wie ich in «Leben ohne Erdöl»^{*} beschrieben habe, sind wir mit drei Krisen konfrontiert: mit dem Klimachaos, dem Peak Oil (Maximum machbarer Ölförderung erreicht) und der Nahrungskrise. Der einzige Weg, diese drei Krisen zu lösen, ist, eine Landwirtschaft zu betreiben, die mit der Erde arbeitet, nicht auf der Basis von Öl.

Wie geht das konkret?

Es werden wieder mehr Menschen in der Landwirtschaft arbeiten müssen, auch in den reichen Ländern. Wir müssen zurück zur Wirtschaft der realen Welt, auf der Basis realer Energien, realer Talente von Menschen und ihrer realen Bedürfnisse. Wir müssen jetzt Modelle gegenseitiger Unterstützung aufbauen. Wenn wir uns jetzt nicht vorbereiten, werden wir sehr heftige Konflikte haben, einen Kampf aller gegen alle.

«Die Menschen sind die einzige Art, die dumm genug ist, die Bedingungen für ihr eigenes Aussterben gezielt zu schaffen.»

Die Arbeit in der Landwirtschaft ist nicht gerade mit hohem Ansehen verbunden. Vor allem die Handarbeit – das fällt mir auch auf in der landwirtschaftlichen Schule, die ich besuche.

Das stimmt. Die Leute werden Bauern, weil sie für alles andere zu blöd sind – das glauben wir heute. Darum sehe ich meine Aufgabe darin, die harte Arbeit der KleinbäuerInnen zu würdigen.

Wenn wir das nicht tun, wird niemand mehr diese Arbeit machen wollen. Und dann werden wir nichts mehr zu essen haben. Die Menschen sind die einzige Art, die dumm genug ist, die Bedingungen für ihr eigenes Aussterben gezielt zu schaffen. Die industrielle Landwirtschaft vernichtet Nahrung. Wir verschwenden neunzig Prozent der erhältlichen Kalorien, indem wir dem Vieh Getreide füttern.

In Ihren Publikationen betonen Sie aber, wie wichtig Nutztiere seien.

Es gibt keine nachhaltige Landwirtschaft ohne die Kombination von Tieren, Bäumen und Ackerbau. Wir haben die Systeme auseinandergerissen – die Landwirtschaft ganz auf Ackerbau ausgerichtet und die Tiere in Gefängnisse gesperrt. In einer ökologischen Landwirtschaft ergänzen Tiere die Menschen, sie konkurrieren sie nicht. Sie fressen das, was Menschen nicht essen – Gras, Stroh und Erntereste – und geben den Menschen Nahrung, Energie und Dünger.

Funktioniert diese Ergänzung in Indien noch?

Zum Teil. Leider hat die sogenannte Grüne Revolution hier Schaden angerichtet. Die Hochleistungsgetreidesorten haben viel kürzere, härtere Halme, die das Vieh nicht fressen kann. Deshalb wurden vielerorts die Zugochsen abgeschafft und stattdessen Traktoren gekauft. KleinbäuerInnen brauchen mindestens dreissig Jahre, um die Schulden für einen Traktor zurückzuzahlen. Und wenn sie nicht zahlen können, bringen sie sich um. Das ist einer der Gründe für Bauernselbstmorde in Indien – der andere ist das Gentechsaatgut.

Sie sprechen vor allem über Landwirtschaft. Was ist mit dem Rest der Wirtschaft?

Alles hängt von der Landwirt-

schaft ab. Wenn sie sinnvoll organisiert ist, wird sich auch der Rest verändern. Das enorme Wachstum der Städte wird aufhören, wenn die KleinbäuerInnen von ihrer Arbeit leben können. Wenn sich jede Region selber mit Lebensmitteln versorgen kann, wird das den Transportsektor verändern, es wird die Städteplanung verändern.

Was sollen wir im Norden tun?

Das Wichtigste scheint mir, die Demokratie zurückzufordern. Denn sie ist von der Wirtschaft korrumpiert. In der Schweiz konntet ihr immerhin darüber abstimmen, ob ihr Gentechnahrung wollt. Aber die meisten Menschen können das nicht. In meinem vorletzten Buch, «Erd-Demokratie», habe ich dafür plädiert, dass wir Demokratie gleichzeitig in lokale Zusammenhänge einbetten und global machen. Wir brauchen eine Demokratie der Erde: Das heisst einerseits, viel aktiver zu werden beim Verändern der lokalen Bedingungen. Und sich gleichzeitig vielmehr der ganzen Welt bewusster zu werden.

Als Kernphysikerin glaubten auch Sie früher an technische Lösungen. In Ihrem neuen Buch beschreiben Sie Ihr Schlüssel-erlebnis: Ihre Schwester, eine Ärztin, erklärte Ihnen die Risiken der Atomkraft.

Diese Erfahrung lehrte mich Bescheidenheit. Vorher war ich mir sehr schlaue vorgekommen als Kernphysikerin. Wie viele Frauen waren zu jener Zeit schon in der Nuklearindustrie tätig? Jetzt wurde mir klar, dass es so vieles gibt, was ich nicht weiss. Wir wurden ausgebildet, um TechnikerInnen zu sein. Nicht um das Ganze zu verstehen. Darum gab ich die Kernphysik auf und spezialisierte mich auf Quantenphysik. Ich wollte verstehen, wie die Welt funktioniert, nicht eine Schraube sein im technischen Establishment.

Was haben Sie dabei gelernt?

Ich verstand, dass Reduktionismus und Macht Hand in Hand gehen. Dass man das Ganze zerstören muss, wenn man es beherrschen will. In Wirklichkeit kann man es nicht beherrschen. Wenn man das Ganze versteht, kann man nicht mehr gewalttätig sein dagegen. Wenn wir uns stärker bewusst wären, wie die Natur und unser Planet funktionieren, wären wir viel weniger gewalttätig.

Hilft Quantenphysik bei diesem Verständnis?

Sie war sehr, sehr hilfreich. Sie hilft auch, optimistisch zu bleiben in brutalen Zeiten. Denn die Grundlage der Quantentheorie ist Unsicherheit: Es gibt nichts Vorhersagbares. Daraus folgt, dass es immer möglich ist, dass sich die Dinge verändern. Das ist ein Naturgesetz. Wir denken, mit Macht hätten wir mehr Kontrolle. Aber in Wirklichkeit verlieren wir sie. Sich in selbstorganisierten und selbstregulierten Systemen zu vernetzen, ist gleichzeitig Ökologie und Demokratie.

Wie lässt sich das Denken in diese Richtung verändern?

Das Denken verändert sich durch Bildung. Und die beste Bildung ist direkte Erfahrung. Sie lernen zu bauern – das ist der beste Weg, das Denken zu verändern. Wenn Sie Ihre Hände gebrauchen und Kontakt mit dem Erdboden haben, wird ein anderer Teil Ihres Gehirns aktiv.

Ich empfehle Gartenarbeit als Schulfach für alle Kinder. Lassen wir die Kinder ihren eigenen Weg finden. Aber wir sollten ihnen zumindest Gärten geben.

Dieses Interview wurde von Bettina Dyttrich für die WOZ vom 12. November 2009 geführt, Abdruck in K+P mit freundlicher Genehmigung.

^{*} Vandana Shiva: *Leben ohne Erdöl (Orig. Soil not Oil)*, Rotpunktverlag, Zürich, 2009, CHF 32.–).

Ein Hof, zwei Betriebe, drei Familien, eine Vision

Vom Redaktionsteam hat Werner Scheidegger den Auftrag gefasst, zum Thema «Boden» einen Bericht zu schreiben über den Hof Ackermann in Niederuzwil. Was er dort erlebt und gehört hat, lesen Sie in diesem Beitrag.

Ackermann Niederuzwil. Aha, der «Biohof mit Autobahnanschluss!» – In der Tat, wer mit dem Auto Richtung St. Gallen fährt und die Autobahnausfahrt Uzwil wählt, hat, wenn er ins Dorf gelangt, schon eine halbe Runde um den Hof der Familien Ackermann gedreht. Er wird sich dessen kaum bewusst, weil die Felder von einer dichten Hecke abgeschildert sind. Der Besucher, der vielleicht skeptisch ist ob dieser Nachbarschaft, wird im Gespräch aber bald mitgenommen auf eine Reise, und er wird in eine Welt hineingezogen, die ihn die Autobahn schnell vergessen lässt.

Egal ob ich Jakob, dem Altbauer (81), oder seinen Söhnen Thomas (46) und Peter (48) zuhöre, spüre ich das innere Feuer, die Leidenschaft für die Erde unter ihren Füessen, die Begeisterung für ihren Bauernberuf und die Berufung, dieser Erde zu dienen, ihr zu lauschen, sie zu beobachten und Schlüsse zu ziehen.

Die äusseren Daten des Hofes sind schnell aufgezählt: 22 ha landwirtschaftliche Nutzfläche, davon 3 ha Freilandgemüse und 0,2 ha unter Folien, 2 ha Silomais, der Rest Grünland, 27 Milchkühe und Jungvieh.

Die innere Stimme

1943 (!) haben Ackermanns, auf Anregung von Jakobs Mutter, mit dem Biolandbau begonnen. Das war damals alles andere als eine Selbstverständlichkeit, Spannungen innerhalb der Familie waren nicht zu vermeiden, bis jede Generation ihren Weg gefunden hatte. «Diesen Weg zu finden, ist nicht eine Sache des Kopfes. Es

gilt, auf die innere Stimme zu hören, und diese hat ihren Sitz anderswo. Aber diese Stimme kann uns den Weg zeigen, wenn wir auf sie hören. Dazu müssen wir in die Stille gehen und uns Zeit nehmen für das, was sie uns sagen will, und wir dürfen diese spirituelle Dimension nicht verwechseln mit Verstand und Intellekt.» Jakobs Fazit aus einem langen Bauernleben ist glaubwürdig. Er lebt, was er sagt. Dieses Hören war auch später immer wieder nötig. Als seine Söhne den Hof übernahmen, spezialisierte sich Peter auf den Gemüsebau und Thomas auf die Viehwirtschaft. Während einiger Jahre wirtschafteten sie in die gemeinsame Kasse, seit elf Jahren führen sie getrennte Kassen. Gemüse und Vieh folgen einem unterschiedlichen Rhythmus. Trotzdem ist der Betrieb eine Einheit geblieben. Der Fruchtwechsel beider Betriebszweige geht über alle Flächen. Das hat vor allem für den Gemüsebau grosse Vorteile.

Fremdstoffe

«1972 hatte unser Nachbar plötzlich tote Kühe im Stall», erzählt Jakob. «Als Ursache wurden Emissionen der nahe gelegenen Kehrichtverbrennung und der Autobahn vermutet. Analysen zeigten, dass auch bei uns der Bleigehalt im Gras so hoch war, dass wir eigentlich keine Milch mehr hätten abliefern dürfen (9,5 mg). Bleifreies Benzin und die grösser werdenden Hecken, aber vor allem die biologische Wirtschaftsweise liessen den Bleigehalt innert 10 Jahren auf 1,4 mg im Gras, 0,8 in den Randen und 0,4 mg in den Kartoffeln absin-

ken, dies obwohl im Boden selber durchaus noch Rückstände vorhanden waren. Da durften wir den Einstieg in den Gemüsebau wagen. Nach Einführung der Bodenbearbeitung nach Kemink sanken die Werte weiter und sind heute noch im Bereich von Hundertstel-Milligramm.»

Einen andern Befund haben Ackermanns erst 20 Jahre nach dem Ereignis erfahren: Nach der Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl wurden auf Gemüsebetrieben in der ganzen Schweiz Proben erhoben und auf radioaktive Rückstände untersucht. Während auf den meisten Betrieben die Rückstände messbar waren, erwies sich Ackermanns Gemüse

als rückstandsfrei. Könnte das damit zusammenhängen, dass diese Böden besonders lebendig sind und dadurch eine natürliche Abwehr- oder Adsorptionskraft hatten oder dass die Pflanzen in einem derart belebten Boden ein viel besseres Wahlvermögen haben? Warum wurden die Betriebe damals weder über die Probenahme noch über die Ergebnisse informiert? Zu brisant?

Damm des Anstosses

Das Besondere auf dem Hof Ackermann spürt und sieht der Besucher erst auf einem Rundgang über die Felder. Ein Acker, der Sommergemüse trug, und ein



Die «Dämme des Anstosses».

Fotos: WS



Ackermanns Böden haben eine ideale Krümelstruktur.



Mit diesem relativ einfachen Gerät wird gelockert und werden die Dämme geformt.



Knackiger Nüsslisalat füllt im November die Folientunnel. Alles Gemüse wird ab Hof an Private oder an Marktfahrer und Bioläden in der Region verkauft.



Thomas (links), der Viehwirt-schafter, und Peter Ackermann, der Gemüsebauer.

anderer mit Silomais liegen ohne Bedeckung da. «Das bringt uns immer in einen Erklärungsnotstand bei der Biokontrolle», wird mir erläutert. «Eigentlich sollte wo immer möglich ein abgeerntetes Feld über den Winter begrünt werden. So sagt es die Vorschrift. Aber wir haben da eine etwas andere Sicht. Nach der Ernte wird der Boden mit der Spatenmaschine bearbeitet, und danach werden Dämme gezogen. Diese Dämme werden von Zeit zu Zeit – so wie es die Witterung erlaubt – gelockert. Im Frühjahr trocknen sie

rasch ab, aber im Innern bleibt die Winterfeuchtigkeit erhalten. So können wir frühzeitig mit Säen oder Pflanzen anfangen und haben viel bessere Auflauf- und Anwachergebnisse als bei der herkömmlichen Art. Die Bearbeitung im Frühjahr unterbricht das ganze Kapillarsystem, die Erde wird schollig und trocknet zu schnell aus», erklären mir die beiden Brüder. «Aber wie ist das mit der Erosion?» Ich kann mir die Frage nicht verkneifen. «Ja, in Hanglagen könnte das vielleicht ein Problem sein», erläutert mir Thomas. «Hier auf der Ebene ist es keines. Aber das ist nicht das Entscheidende. Entscheidend ist die Krümelstruktur. Wenn diese stimmt, besteht kaum Erosionsgefahr, weder horizontal noch vertikal. Dazu ist das Wasserhaltevermögen einerseits viel, viel grösser, und andererseits kann überschüssiges Wasser durch das intakte Kapillarsystem rasch abfliessen.» Das ist nicht nur Theorie, was ich da

zu hören bekomme. Auch ein Laie sieht, dass diese Böden wunderbar krümelig sind.

Trotzdem, die Frage nach der fehlenden Bodendecke lässt mich noch nicht in Ruhe. Aber ich bringe die Ackermänner – nomen est omen – damit nicht in Verlegenheit. «Wir opfern die obersten zwei Zentimeter als Bodendecke». – ? – «Alle Hochkulturen haben die Dammkultur praktiziert, weltweit», werde ich unterrichtet. «Durch die regelmässige, relativ tiefe Bearbeitung bringen wir viel Luft in den Boden, ohne die Schichten durcheinander zu bringen. Dank der lockeren, krümeligen Oberfläche dringt der Frost weniger tief ein, wir haben weniger Stickstoffverluste, und als willkommenen Nebeneffekt können wir die Schnecken besser in Schach halten. Durch eine ständige Bedeckung würden wir diese ja geradewegs züchten.»

System Kemink

«Wer hat euch denn auf diese Ideen gebracht?», will ich weiter wissen. «Du selber», lacht Jakob. «Du hast uns vor vielen Jahren auf eine Flurbegehung im St. Galler Rheintal aufmerksam gemacht. Ein gewisser Hans Kemink – früher Gutsinspektor in Polen – war dort als Referent angesagt. Ich bin hingegangen. Was ich gehört und gesehen habe, hat mir derart eingeleuchtet, dass ich das «System Kemink» übernommen habe. Im Lauf der Jahre hat sich eine Erfa-Gruppe gebildet. Kemink selber war regelmässig auf unseren Höfen zu Besuch, und wir stehen auch jetzt, Jahre nach seinem Tod, in einem regelmässigen Erfahrungsaustausch.» Ein Kernstück des «Systems Kemink» ist ein relativ bescheidenes Gerät, mit dem die Dämme gebildet und regelmässig gelockert werden können. «Die meisten Besucher von Keminks Führungen wollten immer vor allem das Gerät sehen und waren dann

enttäuscht. Das Gerät gehört wohl dazu. Aber entscheidend ist das Verstehen der Vorgänge im Boden», fährt Jakob fort. Und er kommt danach gleich auf einen zweiten für ihn zentral wichtigen Impulsgeber zu sprechen:

Die spirituelle Dimension

Der Arzt Hans Peter Rusch ist neben dem Ehepaar Müller als der Mitbegründer des organisch-biologischen Landbaus anzusehen. Jakob: «Gleich auf der ersten Seite seines Buches «Bodenfruchtbarkeit» (Haug-Verlag, 1968) bringt es Rusch auf den Punkt: «Noch fehlen die Begriffe», noch die Worte, um auszudrücken, was gedacht werden muss, um der biologischen Wahrheit zu entsprechen. Noch nennt die Lebensforschung «Stoff», was keiner ist, «Substanz», was schöpferische Idee ist und nichts sonst... Das kommende Zeitalter ist nicht mit Verfahrensvorschriften zu gewinnen, sondern allein mit dem biologischen Denken; das aber ist Sache des ganzen Menschen, seiner Lebensauffassung, seines Charakters, seines Geistes, seiner Seele. Allein diese Kräfte werden den Menschen befähigen, die destruiierende Macht der technischen Perfektion, die ihm in einer kurzen Zeitspanne der Erdgeschichte erlaubt war, zum Segen der lebendigen Schöpfung zu gebrauchen, nicht mehr zum selbstmörderischen Vernichtungskampf gegen die lebende Umwelt.» Unser Gespräch ist von den praktischen Massnahmen auf dem Feld abgeschweift in einen Bereich, der für Ackermanns – und viele andere Biobauern mit ihnen – erst die ganze Dimension, die Vision eines nicht nur auf Düngung und Pflanzenschutz reduzierten Verständnisses des Biolandbaus ausmacht. Tief beeindruckt und nachdenklich verlasse ich den Hof «Haslen».

Werner Scheidegger

Mein Symbio-Märchen

Herwig Pommeresche, norwegischer «Permakulturist», verehrt und erforscht leidenschaftlich die «lebendige Substanz». Sein Ziel ist im Anschluss an Rusch, laufend neue Beobachtungen einzusammeln und in den Kreislauf der lebendigen Substanz zusammenzuordnen.

Ich verstehe die Standardwissenschaft als ein Märchen. Ich will dieses Märchen für sich bestehen lassen. Aber wir brauchen ein neues Märchen. Ich versuche, mir auch ein Märchen zu denken, das die verschiedenen anderen Märchen nicht zunichte macht. Ich nehme auch etwas von den anderen Märchen auf, nur nicht das, was meines vergiftet. Ich kann nur versuchen, mein eigenes Märchen auszuformulieren, mehr kann ich auch nicht tun, ohne Garantie.

An ihren Früchten muss man dann denjenigen messen, der dem Muster eines bestimmten «Märchens» gemäss handelt oder eine andere Geschichte realisiert: Es ist das Resultat auf dem Acker, bei den Tieren und Menschen, das alle sehen und merken können, wenn sie wollen. Ich bitte Sie, mein Märchen darauf zu prüfen, ob es uns ein giftfreies und energetisch naturnormales Resultat ermöglichen kann.

Die Nationen im Boden

Es gibt Philosophen, die versuchen, die Atome zu personifizieren, und ich personifiziere das Edaphon, das sind die Kleinlebewesen im Boden. Im Edaphon liegt all die Mächtigkeit des Lebens. Die Bewohner der Humussphäre bauen ihre Städte und Nationen, wie wir die unsrigen bauen. Und die Pflanzenwurzeln wohnen mit dem Edaphon zusammen und fressen einen Teil des Edaphons lebend, als ganz normaler, ökologischer Kreislauf, das versuche ich bildlich deutlich zu machen.

Das Edaphon ist für die Humussphäre, was das Plankton für die Meere ist. Es ist nicht nur die lebende Arbeitsgemeinschaft zum Erhalt der Humussphäre, sondern liefert lebendige Nahrung für die grösseren Lebewesen, für die Pflanzen, indem die Pflanzenwurzeln es sich einverleiben. Und das geschieht durch Endozytose in allen Pflanzen, die mich zum Verständnis des Kreislaufes lebender Substanzen führt. *Endozytose nennt man das «Schlucken» der Pflanzen, wobei ihre Zellen eine Flüssigkeit oder auch kleine andere Zellen oder Zellbestandteile durch Einstülpung ihrer Aussenhaut («Membran») aus der Aussenwelt aufneh-*



Herwig Pommeresche.

men. Die Endozytose der Pflanzen wurde schon in den 1940er Jahren entdeckt, und sie ist inzwischen folgenlos auch von der Standardwissenschaft anerkannt – obwohl sie uns auf ganz neue Wege zum Verständnis der Landwirtschaft und des Lebens auf der Erde (GAIA-Theorie) führen kann!

Wie gross ist dein Acker und Weideareal auf deinem Hof? X Hektar mal 6 Tonnen Edaphon pro Hektar ergibt X mal 6 Tonnen Kleinstviehbesatz auf deinem Hof! Dem hast du noch nicht mal GUTEN MORGEN gesagt, wenn du rausgefahren bist – oder doch?! 6350 kg lebende Biomasse pro Hektar: Das entspricht 63 (industriellen) Schlachtschweinen auf einem Hektar! 6,3 kg lebende Biomasse pro 10 Quadratmeter: Das entspricht dem Gewicht von 2 Kaninchen. Gedanke dazu: 4 Wochen Standzeit sind die «Fresszeit» für die Vermehrung des Edaphons, das durch die Endozytose von den Pflanzenwurzeln lebendig aufgenommen, einverleibt wird und in 12 Wochen zum Beispiel zu Rettich wird.

Kreislauf und Wiederkehr der lebenden Substanzen

In den Grundgedanken aller bio-, aller biologischen Bemühungen liegt das Streben um Einsichten in die Vielfalt der lebenden Substanzen. Überall ist LEBEN, überall ist Wunderland... wenn auch alles schon synthetische

Gifte mit sich herumträgt, krank ist oder mit schleppender Gesundheit durchhält. Biotechnisch basteln wir am LEBEN herum wie mit Lego-Klötzchen, Explosionsmotoren und DNA-Spiralen. Und manch einer glaubt fest an diese Religion... die ja noch dazu behauptet, keine Religion zu sein! Denk mal stattdessen: Was könnte das kleinste lebende Teil sein, das sich noch formt, bewegt, vermehrt, andere lebende Teile verzehrt... vielleicht sogar lacht und weint und mit anderen Teilen Biotope bevölkert. Zum Beispiel die Humussphäre bewohnt, die Erdstrukturen mühselig aufbaut, Wind- und Wassererosion verhindert, mit den Pflanzenwurzeln zusammenwohnt, zusammenlebt und zusammen durch gegenseitiges Gefressenwerden die gesamte ökologische Ordnung in eben dieser Ordnung über Jahrmillionen erhält? Man weiss natürlich überhaupt nichts von dem... was man nicht weiss! Das ist ja ganz normal.

Wenn man aber mal in den Quellen nachsieht, die in der biologischen Wissenschaft und Erfahrung auch da sind, ... so ... Donnerwetter... da taucht ja nach und nach was auf, was man wirklich noch nicht bedacht hat! Von den Grundlegern des biologischen Denkens, Francé, Steiner und Rusch, sind nach und nach Protoplasma, der Inhalt aller lebenden Zellen mit allem darin enthaltenem Kleinkram wie Mitochondrien («Unterzellen», die Energieträger herstellen), Chloroplasten («Unterzellen», die Photosynthese betreiben) und alle gerade wieder neuentdeckten Endophyten (den in Pflanzen wohnenden Bakterien), erkennbar; die leben alle auch noch weiter im Boden nach dem, was wir allgemein technologisch als Tod der Pflanze gelernt und uns angewöhnt haben zu glauben. Damit lässt sich aber auch etwas anderes glauben, nämlich der KREISLAUF DER LEBENDEN SUBSTANZEN.

So wie wir im Städtchen Dinkelsbühl nach Spuren von Raoul Francé suchten, der 1911 das Edaphon ausführlich beschrieben und gezeichnet hat, so können wir uns durch einen Regenwurm-tunnel in die Humussphäre begeben und dort die Bewohner des Erdreiches besuchen (siehe Abbildung!).

Symbio

Die uns direkt berührenden Verständnismodelle der Landwirtschaft habe ich mit vier Kurznamen benannt:

1. TECHNO
2. BIODYN
3. ORBIO
4. BIOTECH

Das sind meine hier gebrauchten Namen für (1) technologische Agrikultur und Physiologie, (2) für biodynamische Landwirtschaft und Ernährung, (3) für die organisch-biologische Landwirtschaft und Ernährung und (4) für die heutige stark wieder technifizierte ökologische Landwirtschaft und Physiologie.

Wir müssen uns noch einmal bewusst machen, dass Techno, Biodyn, Orbio und Biotech ganz genauso aus gedanklichen Annahmen, gekoppelt mit praktischen Erfahrungen, entstanden sind, wie alle vorhergegangenen historischen Agrikulturen. Und dieses Zustandekommen gilt auch in die Zukunft fortgesetzt für das hier versuchte Modell, wie für alle anderen Versuche. Daraus ergibt sich, dass die Diskussionen darüber, was nun «richtig», «wahr» oder «bewiesen» ist, hier weder angewendet werden noch interessant sind! Um eine Beurteilung der vier hier gewählten Hauptmodelle einzuleiten, genügt es, die sinnenfälligen Resultate der verschiedenen Modelle einzusammeln.

Das kann man nun auf vielen verschiedenen Stufen vornehmen. Auf allen aber lauern Gefahren, denen wir uns fast ausschliesslich nicht bewusst sind. Eine solche Stufe kann gut der



Blick in den Boden.

von J. Weiss und B. Heindl in K+P 1-09 vorgeschlagene «Energie»-Sektor sein. Die technologische, physikalische Energie beschreibt aber die Lebensenergie entweder gar nicht, falsch oder äusserst armselig. Sie erfasst keineswegs den gesamten Umfang weder der Agrikultur noch der Ernährung. Sie verleitet ausserdem fast kurzschlussartig zu den völlig automatisch ablaufenden Gedankengängen, die schon immer und ewig in laufenden Missverständnissen enden. Diese führen so unausweichlich zum Missbrauch von Lebewesen und deren Vermögen, zu leben und die Biosphäre über die Humussphäre in ihrer Ordnung zu erhalten. Das geht nämlich nach neuesten Erkenntnissen und Überlegungen heute NICHT «mehr» mit technologischen, stofflichen Mitteln.

Auch der Versuch, Biodyn und Orbio in die Weltanschauung Techno zu integrieren, ist das ganze vorige Jahrhundert hindurch nicht ge-

lungen. Hingegen hat Techno so ziemlich die gesamten Ökobestrebungen aus Orbio in sich aufgesogen, sodass dort Biomech, biomechanisches und biochemisches Verständnis, daraus geworden ist, das alles Verständnis für LEBEN erschwert bis unmöglich macht. Die Vergewaltigung aller Lebenskräfte durch den missglückten Versuch, sie reduktionistisch wissenschaftend zu erklären und zu hantieren, hat die gesamte Biosphäre in Gefahr gebracht. Mit den gleichen Gedankenwerkzeugen lässt sich der angerichtete Schaden nur durch weitere Fehlentscheidungen und Verzweiflungen vergrössern!

Daher der Versuch, mit SYMBIO ein neues Modell zu entwickeln, das sich weitgehend (vielleicht auch nur vorübergehend) von Techno hochkritisch distanziert. Durch eine neue Wahrnehmung der Endozytose der Pflanzen, die eine Einverleibung lebenden Edaphons durch das Pflanzenwurzelsystem beschreibt, nimmt jede Pflanze lebendige Substanz zu ihrer natürlichen Entwicklung auf. Dieses Verständnis eines tatsächlichen Kreislaufes und der Selbsternährung des Lebens auf der Erde steht dem endlosen Auseinanderreißen der Lebensbestandteile entgegen und eröffnet ganz erhebliche neue Anbau- und Ernährungsmöglichkeiten. Agrarkulturen, deren Böden viel lebendige Substanz aus Bewässerungspflankton oder Baumblättern erhielten, mancherorts noch durch «Nisthilfen» fürs Edaphon in Form feiner Holzkohle usw. unterstützt, ernährten fünf, im Extremfall bis 30 Menschen pro Hektar mit Lebensmitteln. Dies zeigt, welche Möglichkeiten noch und wieder vor uns liegen!

PS: Norwegen ist ja voll von riesigen Trollen und Ungeheuern. Dazu könnte man Monsanto und solche Moloche auch zählen. Aber es gibt Märchen wie das von dem kleinen Nichtsnutz. Der soll eine Prinzessin vom Moloch befreien ... also machen sie ein Grütze-Wettbewerb. Der kleine Dummling hat eine Tasche mit Loch dabei, die er vor seinem Magen hängen hat und da schaufelt er die ganze Grütze rein. Zum Schluss platzt der Riese: Er hat sich zu viel Grütze einverleibt!

Dieser Artikel wurde aus Text- und Telefonzitate von Herwig Pommersche durch Nikola Patzel zusammengestellt und von HP autorisiert.

Literaturangaben beim Autor, Herwig Pommersche, Telefon + 47 514 392 37, herwig.pommersche@c2i.net Fuglestad, 4363 BRUSAND, Norwegen

Das Märchen der Agrikulturchemie

Als 1840 Justus von Liebig «Die Chemie ... auf Agrikultur und Physiologie anwendet», stülpte er dem Leben ein Märchen und einen Weg über, die nicht zu ihm passten. Denn er musste die lebenden Pflanzen (und alles andere Lebende) erst zu Asche verbrennen, um seine Chemie anwenden zu können. Die in der Asche gefundenen Stoffe wurden «Mineralien» genannt. Minerale sind meist kristallin aus mehreren chemischen Elementen zusammengesetzt und zeigen in diesen Zusammensetzungen völlig andere Eigenschaften als wenn sie einzeln auftreten. Zum Beispiel NaCl: Natrium ist ein Metall und geht in Flammen auf, wenn es an die Luft kommt. Chlor ist ein grünes Giftgas, und NaCl ist unser ganz gewöhnliches Kochsalz! Was will man denn aus der chemischen Analyse der Asche des World Trade Centers auf die Auswirkungen für unser heutiges Geldsystem schliessen können? Wir aber tragen unsere Erdproben zu den gleichen Analytikern... Was die Chemiker künstlich auseinandergenommen hatten, musste die Natur, ob sie wollte oder nicht, anschliessend technisch aufbereitet als «leicht pflanzenzugängliche Nährstoffe» aufnehmen. Das ist eine osmotisch (durch Salzdruck) erzwungene künstliche «Ernährung» der Pflanzen. Und das alles bloss, weil Liebig in einem einzigen Satz dahingeschrieben hat, die Elemente, die er aus der Pflanzenasche heraus analysiert hatte «... sind also die Nährstoffe der Pflanzen»!

Ökologisch

Dem Wort «ökologisch» ist es wie vielen andern ergangen: Es stammt aus einem wissenschaftlichen Forschungsgebiet und ist von dort in den allgemeinen Sprachgebrauch eingewandert. Anfänglich ein Fremdwort, kann es heute in jedermanns Mund und in fast jedem Zusammenhang auftauchen. Viele solcher wandernder Fachbegriffe bewahren sich eine Aura höheren Wissens. Mit einem gewissen Respekt spricht man z.B. über Embryotransfer, den Elektrosmog und ist sich bewusst, limitierte Kenntnisse über das Gebiet der Genetik oder Strahlungsforschung zu haben.

Anders mit «ökologisch». Heute wird ökologisch ganz hemmungslos gebraucht und ist, zusammen mit dem praktisch das Gleiche bedeutenden «umweltfreundlich», zu einem Ersatz für **gut** geworden. Man kann es deshalb auch steigern: ökologisch, ökologischer, am ökologischsten, obwohl das unsinnig ist im ursprünglichen Bedeutungsfeld. So liest man aktuell in der Rubrik «Bewusst einkaufen» des Tages-Anzeigers: «Im Winter sind spanische Tomaten ökologischer als hiesige.» Selber habe ich mich auch schon sagen hören, es sei ökologischer, im Zug nach Bern zu fahren als mit dem Auto. Und Sie würden vermutlich zustimmen, dass es ökologischer ist, den Thermostat auf 19 statt auf 21 Grad zu stellen. Auch der Verkehrs-Club der Schweiz (VCS) hat gerade wieder die fünf ökologischsten Autos des Jahres bestimmt. Wir halten heute für fast alles eine «Ökobilanz» bereit und können deshalb immer häufiger ganz bewusst den ökologischeren Weg, also den besseren Weg, wählen. In der gleichen Zeitung stand anderntags, wie Reiseveranstalter ihre Hotels nach ökologischen und sozialen Standards bewerten und ein europäisches Label dafür schaffen möchten, damit wir mit gutem Gewissen in die Ferien fahren können.

Man muss keine weiteren Beispiele aufzählen, nur die Augen und Ohren offen halten. Die unbequeme und unangenehme Frage in jedem Fall bleibt: Ist es auch sinnvoll und verantwortbar, die punkto «Ökologie» besser abschneidenden Tomaten im Winter zu essen? Oder die Ferien in einem super-ökologischen und nach Sozialverträglichkeit

überprüften Hotel in der Türkei oder in Asien zu verbringen? Bin ich wirklich schon umweltfreundlich, wenn ich im Zug fahre? Kann es ein ökologisches Auto überhaupt geben? Zum Wort ökologisch gehört im Fachgebiet noch das Wort System, welches die Beziehungen in einem **begrenzten** biologischen «Haushalt» – so die griechische Bedeutung – anspricht. Ökosysteme sind die wissenschaftlichen Hilfskonstruktionen, um das komplexe Funktionieren der Natur unserem Verstehen näher zu bringen. Sie sind auch der Ausgangspunkt für die Erkenntnis, dass kaum wahrnehmbare Prozesse und Beziehungen einen gewaltigen Einfluss auf das Ganze haben können. Und nicht immer ist klar, wo das Ganze aufhört – oder beginnt. Wenn wir nun umgangssprachlich so selbstverständlich von ökologisch und ökologischer reden, so setzen wir diese Systemgrenzen meist sehr eng und betrachten bei weitem kein Ganzes. Wir sind soweit, dass wir im Laden bereits den in 500-g-Becher abgepackten Joghurt als ökologischer bezeichnen als jenen im 180-g-Becher. Damit – und eigentlich auch mit allen erwähnten Beispielen – sind wir näher beim Irrsinn als beim guten Handeln. Oder freundlicher gesagt, wir zeigen unsere Bereitschaft, mit gut klingenden Worten den Tatsachen aus dem Weg zu gehen. Beim Bäcker verpackt man uns sogar «der Umwelt zuliebe» jede Kleinigkeit in eine braune Papiertüte.

Gerade in der Landwirtschaft dürfte die Perversion eines Wortes wie ökologisch – oder auch biologisch – nicht passieren. Viele Diskussionen führen jedoch in diese Richtung, nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Einsatz grösserer und breit bereifter Traktoren und Maschinen. Im Unterschied zum einfachen Wörtchen gut, dem niemand vorbehaltlos glaubt und es immer wieder genau prüft und hinterfragt, vermittelt uns ökologisch den Schein einer tieferen Qualität. Dass Qualität ebenfalls kein sicherer Begriff ist und man sehr genau auf die damit erfassten bzw. nicht erfassten Aspekte schauen muss, hat Nikola Patzel im letzten K+P beschrieben. Es bleibt vielleicht eine der mühsamsten Arbeiten überhaupt, sich nicht sprachlich täuschen zu wollen.

Jakob Weiss, Beirat Bioforum

Wortverdichtungen

Ich bin als neues Mitglied des Bioforums am 28. Oktober neugierig auf den Möschi geistert und am Abend ganz inspiriert, sprich begeistert, nach Hause zurückgekehrt. Insbesondere die Gesprächsrunde vom Nachmittag fand ich sehr anregend – nicht etwa nur, weil dabei Welten und einander diametral entgegengesetzte Mentalitäten aufeinandergeprallt sind, nach meinem Empfinden die berechnende und die vertrauende. Es war vor allem Markus' einführendes, fröhlich-klares Bekenntnis zu einem Bauertum, welches in Verwandtschaft mit dem alten italienischen Ausdruck «il custode della terra», also dem Behüter oder Bewacher der Erde, steht und wirkt. Der Bauer ist danach ein Erdhüter. – Damit war mein Herz erwärmt und meine Freude über die Weisheit der Sprache geweckt. Als dann Armin in einem Ausbruch von Angewidertsein verkündete, er möge das Wort «Landwirtschaft» nicht mehr hören, weil da mittlerweile zuviel «business» herausschallte, schien es das Naheliegendste zu sein, den Windlaut «W» durch den etwas sanfteren Hauchlaut «H» zu ersetzen. Damit bekommt das Wort einen geheimnisvolleren Hintergrund.

In diesem Hinteruntergrund habe ich noch weiter gegraben und geklaubt, bis das beiliegende Verdicht entstand, welches ich unbedingt kalligrafieren musste; und zwar mit dem simplen chinesischen Ziegenhaarpinsel, der sein archaisches Eigenleben auch dann führt, wenn man ihn in Formen zieht, die nicht beliebig, sondern entzifferbar sein sollen.

Mich interessiert an Worten auch ihre Herkunft, genauso wie ihre Zusammenhänge und Zusammenklänge. – Ich nehme an, dass wir alle nicht nur wissen, sondern auch hören, dass es den HIRTen nicht ohne die HERDe gibt und umgekehrt. Als Liebhaberin und Bewunderin von Schafen bin ich immer wieder stumm ergriffen von der kollektiven Intelligenz, die die Tiere in der Herde zusammenhält und choreografiert. Ich habe immer den Eindruck, dass sie gemeinsam etwas in der Gruppe mittragen, was dann sichtbar wird, wenn sie sich im Kollektiv fortbewegen, und das ist dann ein Tanz. Dabei steigt mir unweigerlich das Wort «HORT» in den Sinn; die horten doch etwas miteinander – ein Wissen, ein Geheimnis, eine Weisheit...?

Der «Kluge», ein etymologisches Wörterbuch, weiss über den Hort, dass da ein «verborgener Schatz» mitgemeint sei, etwas Geheimes, ab-

das Kind wird in Land Hirt schaft Wurzeln mit in Mutterherden gehegt und gegartnet gedeiht

sichtlich ins Versteck Gesetztes, das nicht ans Licht gehoben werden soll. Deshalb braucht es den «custos», den «zum Versteck gehörigen», der es bewacht. Da haben wir ihn also, den Hirten. – Und ob das nun wissenschaftlich belegt ist oder nicht: Für mich gehen «Hirt», «Hort», «Herde» gut mit «Erde» zusammen, nicht nur im Klang, sondern auch im Bild. Bei Joachim Ernst Berendt (Nada Brahma – die Welt ist Klang) lese ich mit Faszination Ausführungen über die Weisheit der Sprache, davon, wie über den Klang eine Urerfahrung gehört und vermittelt wird. Er zeigt zum Beispiel einleuchtend auf, wie die Worte «WURZEL», «WORT», «KNOSPE» (das noch Werdende) und «ROSE» (das bereits Gewordene – aber auch das Vergehende) auf die Sanskritwurzel «v-r-t» zurückgehen, welche die Bedeutung von «sich entrollen», «werden», «entstehen» transportiert. Ich höre auch «Garten» und «Herde» in einem Zusammenklang da-

mit. Der «Kluge» berichtet zu «Garten» von Bedeutungen wie Hof, Kreis, Zaun und Umzäunung, Gehege und Saatfeld, aber auch Pferch. Es wird auch ein mögliches Grundwort erwähnt, «gher», welches «umfassen» bedeute («gürten»!). Mich erinnert das an den mongolischen «gher» oder die Jurte. Die Jurte ist das runde Filzzelt zentralasiatischer Nomaden (Türken, Mongolen, Kasachen); das Grundgerüst dazu besteht aus hölzernen Scherengittern, Stickeln und Pfählen, die mit dicken Wollseilen zum Rund zusammengebunden werden. Abgedeckt wird mit Planen aus Wollfilz. In diesem «gher» wohnen die Menschen, das Rund mit dem Herd in der Mitte ist der Hort der Familie. «Gher» bedeutet aber gleichzeitig auch «Gegend, in der man hirtet», also auch die Heimat. Um die Jurte herum werden bisweilen auch die Herden eingepfercht. Das Wort «Jurte» soll dem türkischen Wortschatz entstammen und bedeutet also alles,

was dem nomadischen Menschen (genauso wie dem sesshaften!) unentbehrlich ist, nämlich Wohnort und Ansiedlung, sogar Land und Heimat (vgl. deutsch: das Heim – die Heimat).

Gehirtet, gegartnet, gehegt wird also dort, wo etwas Wurzeln schlagen, werden, entstehen, wachsen, eben gedeihen soll. Und das darf doch ruhig so geheimnisvoll aussehen und klingen, wie es wirklich ist.

Und jetzt – was soll das nun? Heisst das, dass die Biobäuerin eben hoffnungslos in einer heilen, längst vergangenen Idealrealität hängen geblieben ist, die heutigen, realexistierenden Zustände bejammert und deshalb unrealistisch ist? Ich finde nicht, dass sie (der Biobauer ist auch gemeint) hängen geblieben und im Denken rückständig, am allerwenigsten hoffnungslos ist, sondern zunächst einmal einfach in einer hoffnungsvollen Haltung verankert – oder eben verwurzelt. Vor einem fundierten geistigen Hintergrund bleibt sie im Wind der Gezeiten bis zu einem gewissen Grad biegsam für ihre Entscheidungen und politischen Forderungen für ein «modernes» Leben. Sie hat es nicht nötig, als Windfahnenstange immer wieder neue günstigste Standorte für ihr Dasein zu suchen. – Dann darf man ruhig sehen, dass sie einen anderen Strick in den Händen hält als beispielsweise der

Businessman; wer berechnet und Erbsen zählt, zieht an einem anderen Strick als wer vertraut und kultivieren will.

Ich bin ja selber nicht Bäuerin, aber ich habe im Kreis der Anwesenden gespürt, dass sich die Haltung dem Lebendigen gegenüber auch in anderen Arbeitsbereichen auswirkt. Als Lehrerin für bildnerische Gestaltung komme ich mir eher wie eine Gärtnerin vor, eine, die Raum schaffen soll für kreatives Entdecken, für Betrachtung und Beobachtung auch hintergründiger Wirklichkeiten. Darin fühle ich mich der sorgfältigen und überzeugten Biobäuerin sehr verwandt.

An der Hauptversammlung ist mir aufgegangen, wie wichtig es für querdenkende (weil anders empfindende) Bauernmenschen ist, sich gegenseitig auszutauschen und zu stärken. Jede Einzelgängerin braucht es, von anderen daran erinnert zu werden, dass es um eine geistige Sache geht. Das hat ja zum Schluss Jakob ganz eindrücklich gezeigt, mit der Hand zwischen Herz und Bauch, auf der Höhe des Solarplexus. Dort ist der Geist zuhause; der Teil, der nur im Kopf nistet, lebt abgespalten vom ganzen Menschen und zu weit vom Herzen entfernt.

*Christine Kradolfer,
Leisundlautmalerin*

Biofutter ist Vertrauenssache

Wir suchen:
Bio Legehennen - Aufzuchtbetriebe



BIO Exklusiv **Alb. Lehmann, Biofutter** **Leis**
5413 Birmenstorf / 9200 Gossau
Tel 056 / 201 40 20 Fax 056 / 201 40 25
E-Mail: info@biomuehle.ch http://www.biomuehle.ch

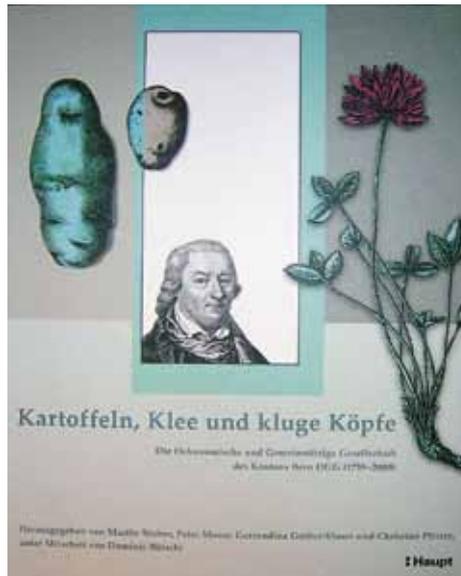
Gedankenspinnereien 3: Wie kam die Bäuerin auf die Rendite?

Wenn ich das Wort «Rendite» durch meinen Kopf gleiten lasse, merke ich, wie sich in mir etwas sträubt. Irgendwie bekomme ich ein schlechtes Gewissen, aber auch einen Widerstand dagegen. Frage ich mich nämlich, ob meine Arbeit auf dem Hof rentiere, im Sinne des üblichen wirtschaftlichen Renditedenkens, muss ich mit «nein» antworten.

Ich koche zwar für die ganze Hofgemeinschaft, ich backe das Brot, verarbeite die Milch zu Quark, Butter und Käse, ich wasche die Wäsche und hänge sie auf, lege sie zusammen und versorge sie, ich flicke, nähe, spinne und stricke, ich räume auf, ich putze, ich besorge den Garten, den Umschwung und die Hühner, die Blumen und den Pflanzplatz, ich kaufe ein, ich springe ein, wo Not ist, ich Sorge für das Wohl der ganzen Hofgemeinschaft, und, und,...

Als ich vor 28 Jahren mit meinem Mann eine Pacht übernahm und wir das erste Mal mit der Steuerbehörde in Berührung kamen, teilten die uns mit, dass ich kein Einkommen habe und deshalb nicht steuerpflichtig sei. Da wusste ich Bescheid, ich rentiere also nicht. Und weil das Renditedenken auch ein Teil des Bäuerinnenhirns geworden ist, plagt mich immer, ob ich es will oder nicht, das schlechte Gewissen. Meine Arbeit ist nicht Geld wert, und weil nur das Geld zählt, zählt meine Arbeit nicht.

Dabei hatte ich einmal ganz andere Ideen. Als ich nämlich beschloss, den Lehrerinnenberuf an den Nagel zu hängen, meinem Herzen zu folgen und meinen Traumberuf Bäuerin zu erlernen, da dachte ich keine Sekunde ans Rentieren. Ich dachte daran, wie gerne ich in der Erde grabe und säe, wie ich die Tiere liebe, das Heuen, das Melken, das Käsen, und wie ich mich freuen würde, mit meinem Mann zusammen arbeiten zu können und Familie und Beruf als eins leben zu können. Gleichzeitig könnten wir der Erde etwas Gutes tun, indem wir biologisch bauerten. Für mich war es selbstverständlich, dass da auch Geld hereinkäme. Schliesslich produzierten wir Nahrung. Als ich dann wirklich Bäuerin war, kamen auch postwendend die Geldsorgen, ziemlich massiv und unweigerlich. Und mit ihnen das schlechte Gewissen, meine Arbeit rentiere nicht. Von der Frauenbefreiungsbewegung her war ich darauf konditioniert worden, mein Einkommen selber zu besorgen und finanziell



Die Geschichte des Fortschritts.

unabhängig zu sein. Gleichberechtigung bedeute auch gleich denken wie die Männer, meinte frau damals. Das prägte!

Doch wo führt das Renditedenken hin? Woher es kommt, hat uns Peter Hersche beschrieben. Im Buch der OGG «Kartoffeln, Klee und kluge Köpfe» ist beschrieben, wie die Gesellschaft das Renditedenken der Bauern schon im 19. Jahrhundert förderte und besonders fortschrittliche Bauern auszeichnete. Da wird zum Beispiel beschrieben, wie Jakob Flückiger, ein Zeitgenosse von Kleinjogg, mit der Methode des Mergelns das Doppelte aus seinem Boden herausholte. Das Mergeln ist eine kurzfristig erfolgreiche Methode. Ausgemergelte Böden sind die Folge davon. Es sind ausgehungerte Böden. Sie entsprechen ganz und gar nicht dem nachhaltigen Kreislaufdenken des Biolandbaus, sondern eher dem Denken der Kunstdüngerlandwirtschaft. Diese scheint ja auch zu rentieren – vorläufig.

Ist denn Rendite immer mit Ausbeutung zu bekommen? Die Pioniere des Biolandbaus versuchten, Rendite ohne Ausbeutung zu erzielen. Es gelang ihnen, sowohl Hans Müller als auch Rudolf Steiner, bzw. den Bauern, die die Methoden ausprobierten.

Doch Rendite gibt es längerfristig nur mit Wachstum. Im konventionellen Landbau wie im Biolandbau. Der konventionelle Landbau wächst mit noch mehr Chemie, Gentechnologie, Monokulturen und Macht. Der Bioland-

bau wächst mit mehr Bodenleben, mehr Humus, mehr Tiergesundheit, mehr Aufmerksamkeit und Akzeptanz von der Bevölkerung, mehr Qualität, mehr Fairness und Gerechtigkeit.

Alle diese Inhalte müssen sich einmal bezahlt machen, sonst werden sie nicht weiter verfolgt, Idealismus hin oder her. Doch die Arbeit der Bäuerin läuft auf einer anderen Schiene: Selbstversorgung, Ernährung und Zusammenhalten der Hofgemeinschaft, Überblick über den Bauernhaushalt und Verantwortung für das Wohlbefinden aller Beteiligten, kurz, sie ist der Herd und das Herz des Bauernhofes. Ein Hof, auf dem die Bäuerin fehlt, hat es schwerer als ein Hof, auf dem der Bauer fehlt. Das ist meine Beobachtung.

So eine zentrale Rolle und keine Rendite! Da stimmt doch etwas nicht! Peter Hersche schreibt, das Renditedenken sei einmal eingeführt worden, und es könne deshalb auch wieder neu überdacht und in Frage gestellt werden.

In vorchristlichen Zeiten verehrten die Bäuerinnen Frau Holle als ihre Göttin. Sie war ihre Fruchtbarkeitsgöttin und Wettergöttin. Im Frühling war sie jung und schön und im Herbst alt und hässlich. Sie brachte das Leben, und sie holte es zurück in den Boden. Sie war streng zu den Menschen, denn sie verlangte, dass sie die Gesetze der Natur einhielten und ihre Arbeit gut machten, mit Hingabe und Aufmerksamkeit für das, was zu tun war. Sie war in dem Sinne auch Richterin (Goldmarie und Pechmarie). Was sie nicht verlangte, war eine Rendite der Arbeit.

Heute haben wir keine Göttin mehr, die uns Kraft, Identifikation und den Segen für unsere Arbeit gibt. Vielleicht noch eine Schutzpatronin oder den Glauben an unsichtbare Wesen wie Engel, Feen und Zwerge. Sie haben aber eine andere Funktion als Frau Holle.

Die Bäuerin ist deshalb heute etwas alleine mit sich. Sozusagen selbstverantwortlich. Ich finde das oft schwer zu tragen. Und gerade in unserer Zeit, wo sich die Renditefrage immer mehr zuspitzt, ein zentrales Problem.

Ich denke, wir Bäuerinnen sollten uns unserer Wichtigkeit wieder mehr bewusst werden. Wir dürfen stolz sein auf unsere Aufgabe und unsere grosse Leistung, jeden Tag!

Claudia Capaul, Beirätin Bioforum

«Wer nicht kämpft, hat schon verloren!»

Der Hochschwarzwald, unsere Nachbarregion ennet dem Rhein, ist landschaftlich mit dem Napfgebiet und dem oberen Emmental vergleichbar. Ähnlich sind die Siedlungsform und die Probleme, mit denen sich unsere bäuerlichen Nachbarn konfrontiert sehen. Werner Scheidegger schildert seine Eindrücke eines Besuchs.

Das Forum Pro Schwarzwaldbauern

«Beim Skilift zweigen Sie links ab. Wir sind der letzte Hof in diesem Seitental.» So beschreibt mir Siegfried Jäckle am Telefon den Weg zu seinem Hof, wo sich auf 1000 m ü. M. in der Nähe von St. Georgen buchstäblich Hase und Fuchs gute Nacht sagen. Der Hof ist auf drei Seiten umgeben von dunklen Tannenwäldern.

Aber hier wohnt kein Hinterwäldler. So wie der Blick talauswärts offen ist, so ist es auch das Weltbild von Siegfried Jäckle. Er ist Vorstand des Forums Pro Schwarzwaldbauern, eines Vereins mit gut 100 Mitgliedern, der sich mit Herzblut für die Anliegen der Bauernfamilien in der Bergregion Schwarzwald einsetzt und sich mit gleichgerichteten Organisationen vernetzt.

An einer Fachtagung haben die Schwarzwaldbauern eine Standortbestimmung vorgenommen und wollen mit 10 Thesen dem allgemeinen Trend vom «immer grösser und immer billiger», vom «wachsen oder weichen» eine Alternative entgegenstellen. Dieser Trend wird weder der realen Situation der Landwirtschaft in den Berggebieten gerecht, noch dient er den Menschen, die hier Naturnähe und Erholung vom Stadtstress suchen.

Mit politischen Interventionen geben die Schwarzwaldbauern Gegensteuer. Gleichzeitig bieten sie aber auch Weiterbildungsveranstaltungen an, die auf die örtlichen Gegebenheiten der vorherrschenden Grünlandbetriebe ausgerichtet sind und die den Teilnehmenden die eigenen Stärken bewusst machen wollen. Milch und Fleisch sind (neben Holz) die Hauptprodukte der Region.

Der Zerfall des Milchpreises trifft denn auch die Schwarzwaldbauern besonders hart. Überall an den von vielen Touristen befahrenen Hauptverkehrsrouten sind Aufrufe für einen fairen Milchpreis zu lesen. «Wer nicht kämpft, hat schon verloren!»

www.forumproschwarzwaldbauern.de



Der Laden in der Goldenen Krone ist eine zusätzliche Absatzmöglichkeit für mehrere Kleinverarbeiter/innen aus der Region.

Eine sympathische Weiberwirtschaft

St. Märgen ist eine typische Schwarzwaldgemeinde mit einer Fläche von etwa 3300 ha und einer Höhenlage von 900 bis 1100 m. St. Märgen zählt rund 1900 Einwohner, wovon im Ort selbst nur etwa die Hälfte wohnen. Seine Entstehung verdankt St. Märgen einer Klostergründung aus dem Jahr 1118. Obschon Pilger und Touristen den Ort besuchen und obwohl die Infrastruktur noch intakt ist, waren auch hier wie in vielen andern Dörfern erste Zeichen von Verödung sichtbar. Mitten im Dorf steht ein markantes, denkmalgeschütztes Gebäude mit einer bewegten 250-jährigen Geschichte. Es diente zuerst als Pilgerheim und Klosterherberge, später als Dorfgasthof. 1902 wurde das Haus ausgebaut und zum Grand Hotel für wohlhabende Gäste und Gelehrte aus ganz Europa.

Nach dem Weltkrieg kam der Niedergang. Aus dem Grand Hotel wurde ein Asylantenheim. Zuletzt stand das Haus viele Jahre leer und sollte abgerissen werden. Eine Gruppe von Dorfbürgern wehrte sich dagegen, bildete eine Aufgangsgesellschaft, erwarb das Haus, baute Mietwohnungen ein und wollte die alte Gasthoftradition im Erdgeschoss wieder aufleben lassen.

Aber die neue Gesellschaft hatte die Rechnung buchstäblich ohne den Wirt gemacht. Trotz intensiver Suche liess sich keiner finden. Was nun?

Die gebürtige Stadtfrau des örtlichen Forstmeisters, Beate Kynast, im Dorf bestens integriert, von Beruf Designerin, hatte die zündende Idee und hat sie weitgehend auf eigenes Risiko umgesetzt. Zusammen mit zwei Dutzend Frauen aus dem Dorf und der Umgebung – Bäuerinnen, eine Arztfrau, die Kindergärtnerin, die Lehrerin – hat sie im Herbst 2004 das Café Goldene Krone eröffnet. Alle diese Frauen haben eines gemeinsam: Für sie ist leben auf dem Land «Lebens Art». Ein bisschen wie: «Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein» – und dieses Gefühl wollen sie an ihre Gäste weitergeben.

Bei unserem Besuch war die «Goldene Krone» bis auf den letzten Platz inkl. Sofa und Ofenbank besetzt. Was zieht diese Gäste an? Cola sucht man auf der Getränkekarte vergebens, Lachs zum Frühstück und Erdbeeren an Weihnachten ebenso. Dafür eine deftige Pilgersuppe und Schwarzwälder Torte «mit echten Kirschen». Alle Zutaten stammen aus der Region, meist von Biobauernfamilien. Sie werden von den mitarbeitenden Frauen nach Hausfrauenart vor Ort hergestellt.

25 auf die familiären Verhältnisse und Möglichkeiten abgestimmte Teilzeitstellen bietet die Goldene Krone. Vor allem für die Bäuerinnen unter ihnen ein willkommener Zuerwerb. Und für etliche Höfe in der Region eine interessante Absatzmöglichkeit.

Was hat mich beim Besuch in der Goldenen Krone so beeindruckt, dass ich das Bedürfnis habe, etwas davon an unsere Leserschaft weiterzugeben? Es sind die Einfachheit, die Echtheit und Glaubwürdigkeit, die dieses Projekt auszeichnen. Hier wurden nicht nur Konzepte entworfen, hier wird umgesetzt. Zum Nutzen der Beteiligten und zur Freude der Gäste. Frauenpower pur! Die Goldene Krone St. Märgen ist einen Umweg wert.

www.cafe-goldene-krone.de

«Tröim us Gras» – Wortspielereien von Köbi Alt

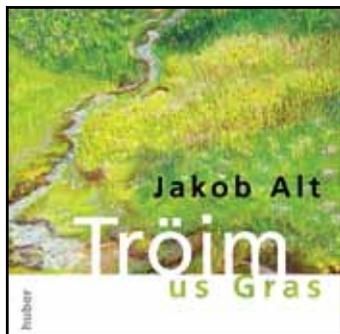
Der Titel macht neugierig. Ein Hanfbuch im K+P? Eine Anleitung zum Kiffen? Oder zum Anbau von Marihuana? Denn, wer träumt schon von gewöhnlichem Wiesen-gras, Heugras, Emdgras oder gar Rasen? Der Titel ist zweideutig, wie so manches in diesem Buch. Es ist eine Wortspielerei, eine Allegorie, und sehr typisch für Jakob Alt, oder Köbi, wie ich und viele andere K+P-LeserInnen ihn kennen und nennen. Wortspielereien sind seine Spezialität und sein «Markenzeichen», sie sind es, die ihn unterscheiden von anderer bäuerlicher Literatur und Poesie. Sie beweisen den Wortkünstler und Wortsinnakrobaten und lassen ahnen, dass es sich bei diesem Bauerndichter um eine sehr spezielle Persönlichkeit handeln muss. Köbi Alt ist in erster Linie mit Leib und Seele Bauer und «Rös-seler». Aber er ist auch Sozial-arbeiter und Künstler: Alteisen-schmied, Musiker, Liedermacher und Poet. Ein so vielschichtiger Mensch hat naturgemäss Ecken und Kanten und ist für seine Um-welt nicht gerade pflegeleicht. Das will er auch nicht sein, denn es gilt, die Welt kritisch zu be-obachten und zu hinterfragen. Sei-ne Erkenntnisse beflügeln seine Dichtkunst und lassen kleine Kunstwerke entstehen.

Claudia Capaul

D Kulturegge

*D Kulturegge roschtet
ime Egge vom Holzbode
stumpf vor sich hi
zwar na bruchbar
aber brucht wird si nüm
s gältef anderi Brüüch
s fräset d Rotoregge
s chrümelet de Chrümle
det wo d Kulturegge
nüm kultiviert*

*Für Kultur sind Ämter zueständig
so isch alls greglet
und will i der Regel*



*die zueständige Ämter
ständig zue sin
wänn d Bürger offe wäred
drum gits wenig Umständ
mit Kultur
und wär aegget
hät sowiso e kei*

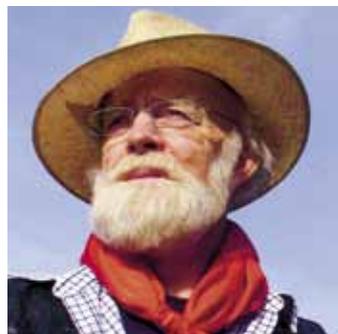
Wenn Köbi Alt als Protestsänger an einer Demo für die Erhaltung des Bäuerlichen auftritt und seine entlarvenden Texte gegen die Agrarlobby singt, ist er im Element. In seinem ureigenen ungehobelten Stil bringt er die Dinge in wenigen Sätzen auf den Punkt.

Köbi Alt hat aber auch eine besinnliche und philosophische Seite:

En letschte Blick

*Han Angst und Zwiefel
abegschluckt
und d Chüe ganz äng in Wage
bunde
s Vergante hät mers Härz
abtruckt
im Gjufel ha mers Chnü
verschunde
En letschte Blick –
sind d'Bolze dine –
in läre Hände na de Stücke
da häts mer gopel wele schine
de Blösch täg fridlich s Vroni
schlücke*

«Tröim us Gras» ist nicht ein süffig zu lesendes Gedichtbändlein, das die Seele in Mussestunden streichelt. Vielmehr regt es an zum genauen Hinsehen und Nachdenken und auch immer wieder zu einem befreiten Lachen.



De Riedthofchasper

*Är wächslet d Fraue
glich hüfig wie d Überhose
ebe nie*

**Jakob Alt: Tröim us Gras.
Gedichte, Texte, Träume
(uf Züridütsch). Mit einem
Essay von Werner Wüthrich
Verlag Huber, Frauenfeld
ISBN 978-3-7193-1490-3**

Und noch als Beilage von Stall zu Stall:

Der freie Wille –

ein unantastbares Tierrecht

*In ungezählten Überstunden
haben Forscher rausgefunden
dass Tiere neben andern Gaben
auch alle eine Seele haben
es machte diese frohe Kunde
in meinem Stall sofort die Runde
im Rat der Tiere ward beschlossen
die Tür jetzt weiter aufzustossen
von einer Seele untrennbar
ist freier Wille völlig klar
drum können selber wir
entscheiden
welch Übelkeiten wir erleiden
ob wir mit blauen Zungen
frei wie die Väter sunge
ob wir geimpft zu werden
uns wünschen hier auf Erden
drum bitte Bauer bitte Knecht
hilf uns im Kampf um unser
Recht
und gehst du für uns in den
Knast
nimm mit mich wenn ein Herz
du hast
dort sind wir wohlgeborgten
vor Impfwang und vor Sorgen*

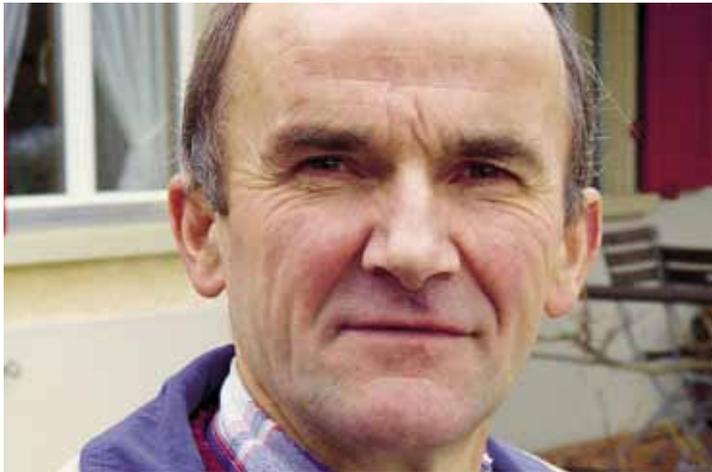
Zum Rücktritt von Martin Köchli als Präsident des Bioforums Schweiz

Lieber Martin

Am 30. August 1992 sind wir uns zum ersten Mal begegnet, nicht hier auf dem Möschberg, aber auch auf einem Berg, auf dem Gurten bei Bern. Du hast dort anlässlich der 1. Biobauern-Lands-gemeinde eine Ansprache gehalten. Du hast in deinem Vortrag eine Visitenkarte abgegeben, die mir haften geblieben ist bis heute. Du hast den mittelalterlichen Arzt, Philosophen und Theologen Moses Maimonides (1135–1204) zitiert, der vor der Verselbständigung der drei Wissensgebiete Naturwissenschaft, Philosophie und Religion gewarnt und postuliert hat, dass Einfalt nur überwunden werden kann, wenn diese drei Gebiete zu einer harmonischen Vielfalt verbunden werden. Deine Ausführungen haben mich auch deshalb angesprochen, weil ich gespürt habe, dass du in Zusammenhängen denkst und einzelne Ereignisse in ein übergeordnetes Ganzes einbinden kannst. Das ist eine Art zu denken und die Welt zu sehen, die mir vom Möschberg her vertraut war.

An einem drastischen Beispiel hast du erläutert, was mit ganzheitlichem Denken gemeint ist. Du hat einen Bankräuber mit einem Berufsmann verglichen und festgestellt, dass beide Unternehmungslust und Fachkompetenz benötigen, um an ihr Ziel zu gelangen. Während jedoch der erste nur an seinen eigenen Profit denkt, versteht sich der schöpferische Mensch aus einer ethischen Grundhaltung heraus als Teil eines grösseren Ganzen, dem er mit seiner Arbeit und mit seinem Leben dienen will.

Zu einer solchen Haltung hast du uns als Biobäuerinnen und Biobauern damals aufgerufen und uns



vor Augen geführt, dass wir Kultur-Schaffende (auch Agri-Kultur ist Kultur!) nur sein können, wenn wir die ganze Schöpfung als Gegenüber und uns selber als Teil davon sehen. «Kultur-Schaffende sind wir, wenn wir so etwas wie eine ansteckende Gesundheit im Land verbreiten. Wenn wir eine Epidemie von Lebenssinn, Lebenskraft, Lebensfreude auslösen mit Produkten, die Träger einer Botschaft sind: Leben ist einmalig nur in der Vielfalt!», hast du wörtlich gesagt.

Später bist du als Nachfolger von Fritz Dähler Präsident des Bioforums geworden. Obwohl ohne «Möschberg-Hintergrund», hast du bei uns Parallelen zu Denkern in deinem eigenen Umfeld gefunden. Wir, die «alten» Möschberger, und du als «neuer», wir haben uns auf Antrieb verstanden.

Du hast dich später auch in den Verwaltungsrat der Genossenschaft Zentrum Möschberg wählen lassen als Verbindungsmann zwischen dieser und dem Bioforum. Als die Genossenschaft infolge Geldknappheit in Schwierigkeiten geriet, hast du ohne Hotelerfahrung und juristisches Fachwissen das Projekt zu einem würdigen Ende geführt. Du hast dir damit keine Lorbeeren erworben, aber deine Worte über Ethik und Gemeinsinn mit grossem Arbeitseinsatz unter Beweis gestellt. 2001 hast du dich dafür engagiert, dass das 20-jährige Bestehen der Bio Suisse auf dem Möschberg als

historischem Ort des Biolandbaus gefeiert werden konnte. Das Jubiläum war mit seinen verschiedenen Höhepunkten ein Anlass auf hohem Niveau und ein Abbild dessen, was wir immer wieder betonen: Biolandbau ist mehr als Verzicht auf Kunstdünger und Spritzmittel, mehr als Richtlinien und Kontrolle, mehr als gekonntes Marketing und Optimierung von Direktzahlungen. Einer dieser Höhepunkte war das von dir verfasste Festspiel, das so sehr auf Echo gestossen ist, dass es ein Jahr später an der Expo Agricole in Murten erneut zur Aufführung kommen konnte.

Immer wieder hast du Zeit investiert, um mit- und vorauszu denken, sei es für das Bioforum oder für den Biolandbau als Ganzes. Das ging bisweilen an die Grenze dessen – und ab und zu wohl auch darüber hinaus – was du deiner Frau Josy und deiner Familie zumuten konntest. Wenn wir dir heute danken für deinen Einsatz, wollen wir vor allem auch Josy in diesen Dank einschliessen.

Wir danken dir, euch beiden, dass ihr uns direkt und indirekt einen Teil eurer Lebenszeit geschenkt habt. Wir freuen uns, dass wir auch in Zukunft miteinander verbunden bleiben und dass deine Stimme im Bioforum nicht verstummt. Unsere besten Wünsche begleiten euch auf eurem weiteren Weg.

*Für das Bioforum:
Werner Scheidegger*

Führungswechsel und Finanznot

Hauptversammlung des Bioforum Schweiz

Die Hauptversammlung 2009 fand diesmal wieder auf dem Möschberg statt und wie gewohnt im kleinen, ja fast intimen Rahmen. Kombiniert mit einem kleinen Möschberg-Gespräch als Nachmittagsveranstaltung zum Thema «Herkunft, Gegenwart und Zukunft des biologischen Landbaus». Zu Gast von der Bio Suisse-Führung war morgens Vizepräsident François-Philippe Devenoge und nachmittags der neue Geschäftsführer Stefan Flückiger.

Schwerpunkt der HV 09 waren die Wahlen, an erster Stelle natürlich der Wechsel im Präsidium. Werner Scheidegger würdigte die Verdienste unseres scheidenden Präsidenten Martin Köchli (s. Text links). Einstimmig und mit viel Applaus wurde anschliessend Markus Lanfranchi zum neuen Präsidenten gewählt. Markus Lanfranchi bewirtschaftet mit seiner Familie einen vielfältigen Hof in Verdabbio im Misox. Seine Erfahrungen mit ursprünglichen und standortangepassten Pflanzensorten und Tierrassen haben seine Überzeugung genährt, dass Vielfalt innerhalb der Landwirtschaft der beste Garant für die Nahrungssicherheit darstellt. Diese Erfahrungen werden sicherlich in seine Arbeit einfließen.

Auf die diesjährige Hauptversammlung zurückgetreten ist ebenfalls Vorstandsmitglied Niklaus Messerli. Martin Köchli würdigte seine Arbeit und verdankte seinen grossen Einsatz. Neu in den Vorstand gewählt wurden Armin Capaul und Dr. Nikola Patzel, der vom Beirat in den Vorstand wechselt. Armin Capaul ist Bündner und bewirtschaftet in den Jura-Bergen mit seiner Familie einen 17-Hektaren-Bergbauernhof. Ihm ist eine grosse Artenvielfalt wichtig. Seine Kühe, Ziegen, Schafe und Esel veredeln ausschliesslich Gras und Heu. Nikola Patzel arbeitet als interdisziplinärer Wissenschaftler und Berater an Landwirtschaftsthemen. Er lebt mit seiner Frau und den zwei Kindern in Überlingen am Bodensee und

unterstützt das Bioforum in den Bereichen Wissenschaft und Kommunikation.

Im Amt bestätigt wurden: Christian Gamp aus Kölliken, Wendy Peter aus Willisau und Franz Sidler aus Grosswangen. Auch bleibt Altpräsident Martin Köchli aus dem Freiamt dem Bioforum im Vorstand erhalten.

Das zweite Thema, das viel Zeit beanspruchte, waren Rechnung und Budget. Die Zahlen sind alarmierend. Wenn wir keine Lösung finden, so stehen die Bioforum-Aktivitäten bald weitgehend vor dem Aus. Wir leben schon seit Jahren von der Substanz, was bis jetzt möglich war, weil immer wieder Sondereinnahmen dazu kamen, eine Spende etwa oder ein Legat. Dies ist nun seit längerer Zeit nicht mehr der Fall. Somit brauchen wir jetzt dringend neue Einnahmen. Wir prüfen mögliche Finanzierungsquellen, möchten uns aber auf keinen Fall in Abhängigkeiten begeben. Wir laden Sie alle ein, mit guten Ideen (oder Taten) mitzuhelfen!

Tätigkeitsschwerpunkte im 2010 sind das Möschberg-Gespräch am 18./19. Januar (Programm s. letzte Seite), das Gespräch «Der Mensch auf dem Hof» zusammen mit Bioland Deutschland und dem FiBL im März auf dem Möschberg sowie der Biogipfel am 19. Juni. Weitere kleine Projekte zielen darauf, «Kultur und Politik» stärker zu verbreiten und das Bioforum wieder zu einer weitherum vernehmbaren Stimme werden zu lassen.

wp

Zukunft mit Herkunft

Kleines Möschberg-Gespräch am 28. Oktober 2009. Im Bioforum findet ein Generationenwechsel statt. In der Bio Suisse sind immer mehr Leute aktiv, die mit der Herkunft des Biolandbaus relativ wenig vertraut sind. Aber der Biolandbau kappt bei uns nicht seine Wurzeln, sondern sucht Zukunft mit Herkunft!

Als Einstieg zur Gesprächsrunde am Nachmittag schlug Werner Scheidegger die Brücke zu Stefan Flückiger mit einer Anekdote: Der Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler habe zu seinem Nationalratskollegen Hans Müller auf den Stufen des Bundeshauses gesagt: «Mach doch aus dem Bildungsvorsprung deiner Leute einen Marktvorsprung!» Das habe Müller dann auch getan: Im Jahr 1946 wurde nicht nur die Zeitschrift Kultur und Politik gegründet, sondern auch die heutige Bio Gemüse AV-AG Galmiz. Müller habe seinen Schülern über die Fachausbildung hinaus Bildung zu allem geboten, was das menschliche Leben ausmache: «Hans Müller hat verstanden, uns in unserem Sosein in einen Gesamtzusammenhang zu stellen.» Dazu gehöre auch kritisches Hinterfragen von gegenwärtigen Trends und die Entwicklung von Alternativen dazu. Aber auch sich selber infrage zu stellen: den eigenen Weg zu gehen und ihn trotzdem zu hinterfragen – das sei mitunter schwierig gewesen!

Jakob Ackermann ergänzte, indem er nicht auf die Stirn, sondern auf sein Sonnengeflecht (Solarplexus) zeigte: «Der Geist, das war für uns nicht der Intellekt, sondern das Geistig-Göttliche. Daraus wachsen Energien und Kräfte. – Und ganz wichtig war für uns immer, die Bäuerinnen zu fragen. Auch für Ruschs biologisches Denken.»

Der neugewählte Bioforum-Präsident Markus Lanfranchi sagte: «Bio ist eine Erfolgsgeschichte, seit 10 000 Jahren.» Er knüpfte ans italienische «custode della terra» an, poetisch übersetzt mit «Hirte der Erdscholle». Mit dieser Einstellung sei der Biolandbau entwickelt worden, ideell-spirituell, aber auch organisch. Es sei aber nicht nur eine Erfolgsgeschichte, denn auch mit «Bio» könnten Böden übernutzt und Kulturen ausgerottet werden, dazu gebe es genug historische Beispiele. – Nachdem das neue Vorstandsmitglied Armin Capaul angemerkt hatte, er könne das Wort «Landwirtschaft» nicht mehr hören, darin sehe er das Herz nicht mehr, prägte Christine Kradolfer den Begriff «Landhirschaft» (siehe ihren Beitrag auf Seiten 21/22). Martin Köchli betonte



Der Vorstand in seiner neuen Zusammensetzung (v. l. n. r.): Nikola Patzel, Wendy Peter, Markus Lanfranchi, Armin Capaul, Christian Gamp, Martin Köchli. Auf dem Bild fehlt Franz Sidler.

den Wert, «von Afrika zu lernen»: Auch das Freiamt sei so ein «Afrika», wo er persönlich das Masshalten gelernt habe und dass es um Gleichgewicht geht.

Einer der Diskussionspunkte drehte sich um «Ehrlichkeit» und «Konsequenz» in den Bio-Strukturen. Anknüpfend an Wendy Peters Kassensturz-Beitrag diskutierten u.a. Niklaus Steiner und Stefan Flückiger über Futtermittelimporte und generell die Möglichkeiten von Bio-Inlandproduktion. «Wir werden immer zu Richtlinienkompromissen aufgefordert.» «Es ist uns nicht gelungen, ein paar Tonnen Bioweizen mehr zu produzieren, als die gefragt waren.» «Wir können in der Schweiz nicht genug Futter für alle Eier produzieren, sonst würde das Ei 1,5 Franken kosten.» «Wir können nur an Vielfalt produzieren, was auch auf den Teller kommt.» Wendy Peter stellte die Frage, ob es ein wahrhaftiger Preis sei, wenn Bio-Haferflocken aus Australien im Regal für weniger Geld zu haben sind als konventionelle Haferflocken aus Schweizer Produktion.

Stefan Flückiger hörte aufmerksam zu und sagte, er spüre deutlich: «Hier ist viel Energie.» Das empfinde er als sehr anregend. Früh schon sei er an Bio interessiert gewesen, erzählte der Bio Suisse-Geschäftsführer, doch habe ihn dann sein Vater in eine konventionelle Lehre geschickt. Nun sei er froh, dass er zurückkommen und das Ganzheitliche mit dem Beruf verbinden könne. Mit Blick auf das Zusammenspiel von Bio Suisse und Bioforum be-

grüsste Stefan Flückiger die offene Diskussion im Bioforum sehr. Auf der anderen Seite betonte er die Vorteile eines einheitlichen, nicht widersprüchlichen Auftretens der Biobewegung nach aussen, also im agrarpolitischen und gesellschaftlichen Diskurs. Sonst steige das Risiko, nicht ernst genommen zu werden. Es sei aber wichtig, Kanäle zu anderen Interessengruppen zu öffnen und offen zu behalten. In Antworten hierauf wurde demgegenüber betont, die Vielfalt der Wege bzw. Vorgehensweisen sei auch wertvoll. Ernst Frischknecht: «Kein Zug fährt auf nur einer Schiene.» Christine Kradolfer: «Im Bioforum steht man dazu, dass es die Einheit nicht gibt und zack-bumm auch nicht geben kann.» Die Bioforum-Beirätin Claudia Capaul formulierte ihren Eindruck, das Männliche sei gegenwärtig bei der Bio Suisse sehr dominant, mit einer Einstellung von «Kampf und Sieg». Aber es gebe auch noch andere Wege und Möglichkeiten. Ernst Frischknecht betonte die Chancen neuer gemeinsamer Aktionen; zum Beispiel mit dem WWF (ein Vertreter war anwesend) oder, an Werner Scheideggers Anfangsanekdote anknüpfend, mit dem Duttweiler-Institut.

Fazit: Es war ein gutes Gespräch in zeitweise spannender, zeitweise gelöster Atmosphäre. Die auf angenehme Art neu geknüpften Beziehungsfäden, auch zwischen Bio Suisse und Bioforum, dürften auch in Zukunft noch gelegentlich warm werden. *np*

15. Möschi-berg-Gespräch, 18./19. Januar 2010

Wir schaffen das «Bio» von morgen!

Aspekte «Energie» und «Lebensmittelqualität»

Wir Bäuerinnen und Bauern wollen uns aus der Abhängigkeit der Industrie lösen – und trotzdem genug gesunde Lebensmittel für alle her- und bereitstellen!

Für dieses Ziel lassen wir uns durch Praxisbeispiele von zu Hause und aus anderen Weltgegenden anregen: Von Permakultur in Europa und Homegardens in Indien, stadtnaher Versorgung in Neuseeland und Hausgärten im Emmental, Indios in Amazonien und Stadtgärtnerinnen in Deutschland. Sie bringen uns Inspirationen und mehr Vertrauen zur eigenständigen Gestaltung des eigenen Hofes und der eigenen Wirtschaft.

Dabei behalten wir den Zusammenhang von ökosozialen Handeln und Ernährungskultur im Auge, denn die Boden-, Ernährungs- und sozialen Fragen gehören einfach zusammen. Wir nehmen uns Zeit, richtungweisende Konsequenzen für das Handeln auf dem eigenen Hof aus den Gesprächen abzuleiten.

Datum: Montag/Dienstag, 18./19. Januar 2010, im Seminar- und Kulturhotel Möschi-berg, 3506 Grosshöchstetten, Tel. 031 710 22 22

Kostenbeitrag: Fr. 130.–, Mitglieder Bioforum Fr. 110.–.
Verpflegung und Unterkunft im DZ Fr. 179.–, Einzelzimmerzuschlag Fr. 30.–, Verpflegung ohne Übernachtung Fr. 110.–.
Alle Pausengetränke, Gipfeli usw. inbegriffen

Anmeldung bis 12. Januar 2010 per Brief, Fax oder Mail an:
Bioforum-Geschäftsstelle
Wellberg, 6130 Willisau
Telefon und Fax: 041 971 02 88
E-Mail: bio-forum@bluewin.ch

Weitere Infos auf www.bioforumschweiz.ch

Wir sind einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet

Der gegenwärtige Zeitgeist zerstört unsere Lebensgrundlagen und die bäuerliche Landwirtschaft in der Schweiz und weltweit oder lässt sie darben. Wir halten dagegen und bauen entschieden am «Bio der Zukunft». Dabei kommt es auf jeden einzelnen Menschen an, der entschlossen über das eigene Leben hinauswirkt.

Sie können uns unterstützen:

- mit persönlicher Mitarbeit • mit einer Spende • mit einer Schenkung • mit dem Einsetzen des Bioforums als Erbe • mit einem Legat

Falls Sie mehr wissen möchten, rufen Sie Wendy Peter (Geschäftsstelle, 041 971 02 88) oder Markus Lanfranchi (Präsident, 091 827 31 04) an. Spenden ab Fr. 100.– können vom steuerbaren Einkommen abgesetzt werden.

Unser Konto: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschi-berg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

Impressum

**Kultur und Politik erscheint im 64. Jahrgang
Vierteljahresschrift**

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle Bioforum Schweiz:

Wendy Peter, Wellberg, 6130 Willisau
Telefon 041 971 02 88, bio-forum@bluewin.ch

Redaktion: Wendy Peter, Nikola Patzel
und Werner Scheidegger
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission: Claudia Capaul,
Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter,
Werner Scheidegger, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:

Telefon 041 971 02 88 (Geschäftsstelle),
inserate@bioforumschweiz.ch

Ein Jahresabonnement kostet Fr. 40.–/30 Euro

Layout und Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 1/10:
15. Februar 2010

Für aktuelle Infos:

www.bioforumschweiz.ch